



Kirche digital

IMPRESSUM

15. Ausgabe (März 2021)

HERAUSGEBER

Bischöfliches Generalvikariat
Domplatz 27, 48143 Münster

VERANTWORTLICHE REDAKTEURIN

Carolin Bartnick (CAB)

REDAKTIONSTEAM

Mathias Albracht (MA), Carolin Bartnick (CAB),
Christian Breuer (CB), Georg Garz (GG),
Julia Geppert (JG), Michaela Kiepe (MEK),
Ann-Christin Ladermann (ACL), Anke Lucht (AL),
Thomas Mollen (TOM), Tina Moorkamp (TIM),
Gudrun Niewöhner (GN)

GESTALTUNG

goldmarie design, Münster

FOTOS

AdobeStock, Bischöfliche Pressestelle, Caritas,
Carlsen, Maxi Decker, dtv, Johannes Haesser,
Härtl/MISEREOR, Haus-der-Seelsorge.de,
Norbert von der Heide, Johannes Hörnemann,
Susanne Krauss, Lübbe, Privat, Rheinwerk-Verlag,
Hanno Rother, TelefonSeelsorge Recklinghausen,
Tessloff, Unsplash.com

KONTAKT

liudger@bistum-muenster.de
www.liudger-magazin.de

INHALT

GESCHICHTEN, DIE DAS LEBEN SCHREIBT
Aus den Regionen 3

PERSÖNLICHER SUPPORT
Eine Vorstellung unserer Bistums-IT 4

DIE USER VON MORGEN
Digitalisierung in Kindertageseinrichtungen und Schulen 6

LUIS WELT
Wenn die Blöcke stetig fallen 9

ZU MEINER FREUDE
Das Wunder des Lebens vom ersten Herzschlag an 9

INTERVIEW
Kommunikations-Experte Stefan Lesting sieht
Nachholbedarf in Sachen Digitalisierung 10

AUSTAUSCH AUF AUGENHÖHE
Bischof Felix Genn im Gespräch mit Jugendlichen bei „Ask the bishop“ 12

1 THEMA – 5 FACETTEN
Seelsorge-Angebote im digitalen Raum 14

ZURÜCK IN DIE ZUKUNFT
Katholisch sein zwischen Tradition und Innovation – ein Kommentar 18

GUTER DRAHT
Geschichte einer Freundschaft unter ungleichen Gamern 19

TECHNISCHE UNTERSTÜTZUNG
Digitalisierung in Pflege und Beratung bei der Caritas 21

NACHGEFRAGT
„Wie digital ist Ihr Alltag?“ 23

DAFÜR/DAGEGEN
„Mein Smartphone: immer dabei!“ 26

LESETIPPS
Zeit zu lesen 27

IMPULS ZUR FASTENZEIT
Von Bischof Felix Genn 28



EDITORIAL

Kirche digital

Liebe Kolleginnen, liebe Kollegen,

bei der Vorbereitung dieser Ausgabe hatte ich immer wieder ein bestimmtes Bild vor Augen: einen Ladebalken. Bei wie viel Prozent würde dieser Ladebalken stehen, wenn er den Fortschritt in Sachen Digitalisierung in der katholischen Kirche anzeigen würde?

Dass Digitalisierung aus dem Alltag der meisten Menschen nicht mehr wegzudenken ist, steht fest. Dementsprechend wichtig ist es für uns als Kirche, ihnen auch dort, in ihren virtuellen Lebenswelten, zu begegnen. In den vergangenen Jahren – mit einem kleinen Schubs durch die Corona-Pandemie vor allem in den vergangenen Monaten – haben wir im Bistum Münster einiges getan, um den Ladeprozess zu beschleunigen: Lesen Sie in diesem Liudger unter anderem von Online-Seelsorge-Angeboten, „Ask the bishop“, digitalen Innovationen bei der Caritas und der technischen Aufrüstung an unseren Kitas und Schulen. Außerdem erfahren Sie, wie bei unserer Bistums-IT sämtliche Kabel zusammenlaufen, was Kommunikations-Experte Stefan Lesting uns rät und welche großartigen Freundschaften im World Wide Web zwischen Menschen entstehen können, die sich im wahren Leben vermutlich nie begegnet wären.

Man sieht: Der Ladevorgang läuft.

Im Namen des Redaktions-Teams wünsche ich Ihnen alles Gute und viel Spaß mit dem neuen Liudger – egal, ob Sie ihn online oder in der Print-Ausgabe lesen.

Carolin Bartnick

Wir freuen uns über Ihr Feedback!

Sie haben Fragen, Anregungen oder Kritik? Senden Sie uns eine E-Mail an: liudger@bistum-muenster.de

Von Masken-Missverständnissen und Homeoffice-Phänomenen

Sie passieren jeden Tag: die kleinen Zufälle und Kuriositäten, die uns ein Lächeln ins Gesicht zaubern. Hier sind fünf davon.

HOLDORF



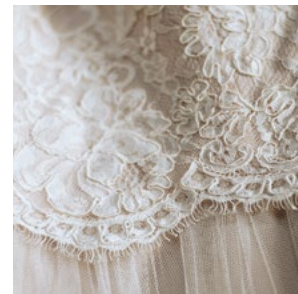
Es ist immer löblich, wenn jemand mit gutem Beispiel voran geht – sogar dann, wenn derjenige viel mehr tut, als nötig oder sinnvoll ist.

Ein katholischer Gottesdienst unter Corona-Bedingungen. In einer der vorderen Bänke im linken Seitenschiff nimmt eine junge Familie Platz. Mutter und Vater jeweils vorschriftsmäßig maskiert, ein etwa vierjähriges maskenloses Kind – und ein Plüschtier. Aus der vorgeschriebenen Entfernung betrachtet handelt es sich bei letzterem um einen Hasen. Er trägt blaue Latzhosen, ein rotes Halstuch und dazu passend eine blaue Miniatur-Alltagsmaske.

Offenbar führt der Hase auch einen eigenen Haushalt. Denn schon zu Beginn des Gottesdienstes wird er von dem Kind mit Bestimmtheit in einigem Abstand von der Familie am Rand der Bank platziert. Dort hängt er während der gesamten Messe in sich zusammengesunken, steht nicht auf, kniet sich nicht hin und nimmt insgesamt eine eher lässig-respektlose Haltung ein. Aber manchmal ist Dabeisein ja alles.

Nach dem Schlussegen greift das Kind sich den Hasen an dessen Ohr, nimmt ihn ungeachtet aller geltenden Abstandsregelungen in den Arm und verlässt seinen Eltern folgend mit ihm die Kirche. Ob dem Hasen an der Tür die plüschigen Pfoten desinfiziert wurden, ist indes nicht überliefert. **(AL)**

SENDEN



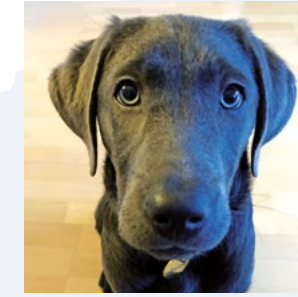
Was tun mit dem Brautkleid, wenn der große Tag vorbei ist? In den Schrank hängen? Zu schade. Verkaufen? Auf keinen Fall. Einrahmen und aufhängen? Nee, auch nicht. Und dann der Geistesblitz: ein Taufkleid für den Nachwuchs schneiden

lassen. Diese Idee hatte jedenfalls Maren Ermann, Mitarbeiterin im Bischöflichen Generalvikariat. Ihr Sohn Fritz erblickte im August 2020 das Licht der Welt. Gut zwei Monate später stand die Taufe in Senden an. Und die empfing er eben in diesem ganz besonderen Taufkleid.

Für ihre Idee hatte sich die junge Mutter Unterstützung von einer Schneiderin aus Lüdinghausen geholt. Die Fachfrau trennte die schlichte A-Linie mit Spitze auf und fügte den Stoff als Taufkleid für den kleinen Fritz wieder zusammen. Das Oberteil ist aus Spitze und der Rock aus Tüll und einem glatten Stoff gefertigt, in den das Datum der Taufe und der Name des Täuflings eingestickt sind. Ganz nach dem Vorbild des Brautkleides.

Zwar gab es in der Verwandtschaft bereits ein Taufkleid, doch die junge Familie wollte etwas Neues ins Leben rufen. „Auf diesem Weg lebt das Brautkleid weiter. Vielleicht wird es später ja in unserer Familie an die Kinder und Enkelkinder weitergegeben“, wünscht sich Maren Ermann beim Blick in die ferne Zukunft. **(MEK)**

STEINFURT



Einen Heiligenschein hat er nicht, obwohl ihm dieser als „Holy Dog of Steinfurt“ eigentlich zustehen müsste. Immerhin ist Anton neben Franzi, der Dackeldame von Frau Bürgermeisterin, die wohl bekannteste Fellnase der Stadt. Und mit seinen stahlblauen Augen schaut Pfarrers Hund, als wenn er kein Wässerchen trüben könnte. Doch für einen leuchtenden Strahlenkranz über den Schlappohren hat der graue Labrador-Welpen dann doch noch zu viele Flausen im Kopf – oder treffender gesagt: zwischen den Zähnen.

Dass man besser nicht an Stuhlbeinen knabbert, hat er mit seinen gerade mal 16 Wochen längst kapiert. Sonst gibt es Ärger. Und wer will das schon? Von der Mittagsrunde draußen ausgepowert liegt Anton anschließend am liebsten auf

UEDEM



Dass Tom jetzt im niederrheinischen Homeoffice arbeitet und dementsprechend oft zu Hause ist, hat auch der Postbote herausbekommen. Inzwischen weiß er: Wenn Toms Auto vor der Tür steht, dann kann er ziemlich sicher sein, das Paket der benachbarten Empfänger ausliefern zu können, anstatt ihnen eine Benachrichtigungskarte in den Briefkasten werfen zu müssen.

Mittlerweile hat sich jedoch eine neue Routine entwickelt: Der Postmann klingelt – an einigen Tagen sogar öfter als zwei Mal. Und zwar immer dann, wenn die Nachbarn nicht zu Hause sind. „Hallo, die Post nochmal – ich stelle das Paket für Frau X direkt auf die Treppe“, schallt es dann durch den Flur. Oder „Die Post ist wieder da – Herr Y ist nicht zu Hause, nehmen Sie die Sendung für ihn an?“. Tom hat überlegt, ob er einfach ein gelbes Posthorn an die Eingangstür kleben soll. Dann müssen die wenigen Nachbarn, die bisher noch keine Pakete bei ihm abgeholt haben, nicht so lange suchen. **(CB)**

dem dicken Teppich unterm Schreibtisch und döst vor sich hin. So lange sich niemand rührt, rührt er sich auch nicht. Mit Videokonferenzen kennt er sich ebenfalls schon bestens aus. Da hält er lieber das Maul. Schon leises Knurren wird mit einem strengen Blick bestraft. Gott sei Dank dauern die meisten Konferenzen nicht ewig. Statt Kaffee gibt es in den Pausen einen kurzen Anton-Auslauf durch den Garten. Frische Luft tut immer und allen gut.

Übrigens: Nach einem ersten Auftritt bei Facebook und in der lokalen Tageszeitung ist sein Bekanntheitsgrad enorm gestiegen. Kein Spaziergang ohne – „Aaaaah, das ist doch Anton!“ **(GN)**

MÜNSTER



Mitten im Lockdown: Ich habe mit meiner Tochter ihr Materialpaket für diese Woche von der Grundschule geholt. Wir freuen uns, dass wir mal wieder einen Termin auswärts hatten und radeln vergnügt nach Hause. Ein Mädchen aus ihrer Klasse hat etwas in der Schule vergessen, und wir bringen es ihm mit, da es nur ein paar Häuser von uns entfernt wohnt. Es ist Zeit fürs Mittagessen, und so fahre ich schon einmal nach Hause vor. Meine Tochter will ihrer Freundin noch die Unterlagen geben.

Als sie wenig später nach Hause kommt, erzählt sie: „Die Mutter hat mit Maske aufgemacht.“ „Oje“, denke ich, „die Familie will sich bestimmt gut schützen und jeden Kontakt vermeiden.“ Sofort habe ich ein leicht schlechtes Gewissen, weil meine Tochter ohne Maske an der Tür geklingelt hat. „Bist du einen Schritt nach hinten gegangen und hast Abstand gehalten?“, frage ich. Meine siebenjährige Tochter reagiert genervt. „Doch nicht so eine Maske“, sagt sie, „sondern so eine weiße im ganzen Gesicht.“ Wie schade! Hätte ich mit den Bratkartoffeln doch fünf Minuten später angefangen – dann hätte ich unsere Nachbarin auch mal mit einer Quarkmaske im Gesicht gesehen. **(TIM)**

Viele Anwender – viele Bedürfnisse

Eine Vorstellung der Bistums-IT

Beitrag von Carolin Bartnick

Dort sitzen sie, die IT-Nerds: in muffigen kleinen Räumen, mit heruntergelassenen Jalousien vor flackernden Bildschirmen – zwischen tausenden von Kabeln und anderem Technikgedöns. So zumindest das gängige IT-Klischee. Dies wird in der Abteilung Informationstechnologie unseres Bistums jedoch so gar nicht bestätigt.

Die rund 60 Kolleginnen und Kollegen aus der Abteilung 650 haben ihre Basis am Johann-Krane-Weg – mitten im Technologiepark Münster: auf der einen Seite mit Blick auf die Spitze des Lamberti-Kirchturms, auf der anderen Seite mit freier Sicht über grüne Felder am Rande der Stadt. Von hier aus unterstützen sie sage und schreibe 30.000 Mitarbeitende der katholischen Kirche im Bistum Münster. Und selbstverständlich wäre es eine Unverschämtheit, die Team-Mitglieder um Abteilungsleiter Stefan Becker als „Nerds“ zu bezeichnen. „Alle Mitarbeitenden aus der IT sind in ihren Fachbereichen absolute Profis. Spaß an Technik ist natürlich essenziell für die Arbeit. Aber sie ist bestimmt nicht das Einzige im Leben – von keinem von uns“, stellt er schmunzelnd klar.

Fast jede Mitarbeiterin und jeder Mitarbeiter hatte wohl schon einmal Kontakt zur IT – in den meisten Fällen vermutlich zu den Kollegen aus der Gruppe Servicemanagement. Hier gibt es zum einen den Servicedesk, an den man sich bei technischen Schwierigkeiten wenden kann. Und zum anderen die Servicemanager, die die Kunden vor Ort beraten und unterstützen. Hinter der IT steckt aber wesentlich

mehr als der Support bei Problemen und Störungen: Sie gliedert sich in ein Referat und drei Gruppen.

Die Gruppe Applikationsmanagement betreut die Einrichtungen im Bistum: vom Bischöflichen Generalvikariat (BGV) über die Schulen und Kitas, Beratungs- und Bildungshäuser bis hin zu den Kirchengemeinden. Gemeinsam mit ihren Kunden schauen die Applikationsmanager, welche technischen Anforderungen es in den einzelnen Bereichen gibt und wo nachgesteuert werden muss, um auf dem aktuellen Stand zu bleiben.

„Die Bedürfnisse unserer Kunden sind sehr unterschiedlich. Das macht unsere Arbeit auf der einen Seite sehr spannend, auf der anderen Seite aber auch sehr herausfordernd“, erklärt Becker. Mehr als 400 Services bieten seine Mitarbeitenden an rund 1.600 Standorten beschäftigten Kolleginnen und Kollegen an.

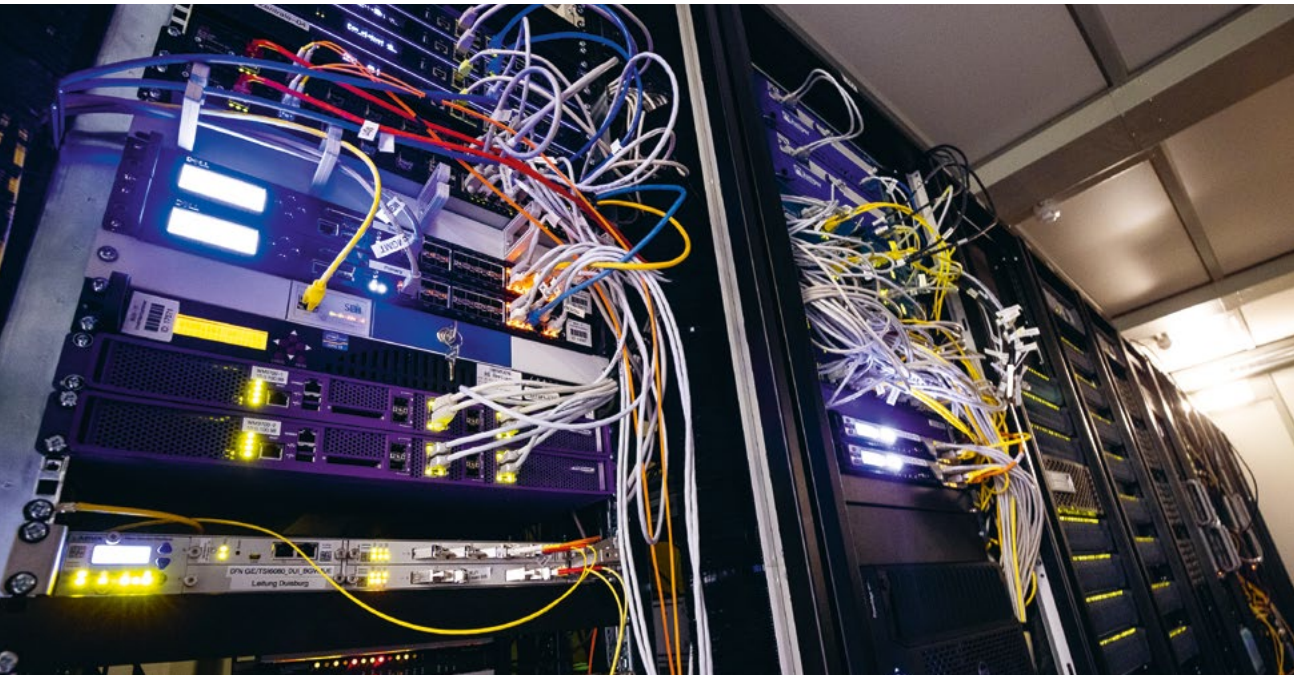
In der Gruppe Betrieb und Implementierung sitzen die Administratoren, die die technische Umsetzung durchführen. Sie beobachten, welche Neuheiten es gibt und in welche Richtung sich der Markt bewegt. „Anders

„Die Bedürfnisse unserer Kunden sind sehr unterschiedlich. Das macht unsere Arbeit auf der einen Seite sehr spannend, auf der anderen Seite aber auch sehr herausfordernd.“

Stefan Becker

Abteilungsleiter Informationstechnologie des Bistums Münster





Zum Server-Raum des Bistums Münster haben nur wenige Mitarbeitende Zutritt.

als die Applikationsmanager, die für die technische Entwicklung in den jeweiligen Einrichtungen zuständig sind, schauen die Kollegen aus der Gruppe Betrieb und Implementierung von Seiten der Infrastruktur auf die technische Ausstattung“, erklärt Becker. „Wenn man den Vergleich zu anderen Bistümern zieht, würde ich sagen, dass wir technisch gesehen unter den Top Zwei Deutschlands mitspielen,“ ordnet er ein. Dies sei vor allem auf den hohen persönlichen Einsatz seiner Mitarbeitenden zurückzuführen.

Über das Referat IT Einkauf und Controlling werden bei Bedarf technische Gerätschaften und Software angeschafft sowie Kennzahlen erhoben und überwacht. Darüber hinaus hat Becker drei weitere ihm direkt unterstellte Mitarbeiter: eine Prozessmanagerin, die sämtliche Prozesse innerhalb der Abteilung dokumentiert und prüft, wo Arbeitsabläufe vereinfacht werden könnten sowie zwei Projektmanager, die die Teams bei ihren Projekten unterstützen.

Und die haben aktuell sehr viel zu tun: So starten derzeit beispielsweise Planungen für ein Onlineservice-Portal, über das Mitarbeitende künftig selber neue Benutzer anlegen und nötige Soft- und Hardware bestellen können. Die Anschaffung eines neuen PCs oder Diensthandys soll damit wie die simple Bestellung einer Waschmaschine in einem Onlineshop ablaufen – ohne manuelle Anfrage an den IT-Servicedesk.

Ein weiteres Projekt, das aufgrund der Corona-Pandemie schneller Fahrt aufgenommen hat als geplant, ist das Mobile Device Management an den Schulen: Mit finanzieller Unterstützung des Landes Nordrhein-Westfalen wurden kurzfristig 5.000 iPads angeschafft, um Lehrkräfte und bedürftige Kinder für den Distanzunterricht auszustatten. Auch in den Kindertageseinrichtungen werden künftig mehr Computerarbeitsplätze zur Verfügung stehen. Um eine unkomplizierte Bildungsdokumentation zu gewährleisten, soll jede Gruppe einen PC erhalten. Darüber hinaus werden alle Erzieherinnen und Erzieher mit eigenen Konten ausgestattet, um den Datenschutz sicherzustellen.

Deutlich komplizierter werden die Erklärungen des IT-Abteilungsleiters, wenn es um die Einführung eines neuen sogenannten Standard-Clients geht – der künftigen technischen Ausstattung der Mitarbeitenden. „Corona hat gezeigt, dass wir mit unserem bisherigen ‚IGEL‘-Client nicht glücklich sind“, erklärt Becker. Das Betriebssystem für den Zugriff auf virtuelle Arbeitsplätze habe zwar einige Vorteile, sei für die Arbeit im Homeoffice und für Videokonferenzen jedoch ungeeignet. Aktuell werde unter Berücksichtigung des Preis-Leistungsverhältnisses geprüft, welcher Client

Im Kabel-Wirrwarr gilt es, den Überblick zu behalten.



im Zusammenspiel mit welchen Monitoren und anderen benötigten Geräten uneingeschränktes mobiles Arbeiten ermögliche. „Es ist davon auszugehen, dass das mobile Arbeiten wichtig bleibt. Hierfür muss das Equipment modularer sein als zuvor“, weiß Becker.

Ein großes Projekt, das die IT schon seit längerem begleitet und erhebliche Ressourcen bindet, ist das VIS-Projekt, das die digitale Aktenführung im BGV vereinheitlichen soll. Auch der Digitalisierungsprozess in den Zentralrendaturen soll angegangen werden. „Jetzt in Corona-Zeiten ist doppelt deutlich geworden, dass hier eine Digitalisierung dringend notwendig ist“, erklärt Becker. In einem groß angelegten Digitalisierungsprojekt mit der Fachhochschule Münster sei darüber hinaus sichtbar geworden, dass viele Prozesse von vorne bis hinten digitalisiert werden könnten, um die Mitarbeitenden zu entlasten – und zwar ohne Medienbrüche und in einem einheitlichen IT-System. Ein Beispiel hierfür wäre die Einrichtung eines Ausschreibungsportals, über das sich potenzielle Dienstleister bewerben könnten.

Schon diese Auswahl an aktuellen Projekten zeigt, wie breit das Spektrum ist, das das Team um Stefan Becker bedient. „Dafür sind wir eine relativ kleine Mannschaft – das muss man einfach mal so sagen“, resümiert er. Trotz des hohen Arbeitsaufkommens sei die Stimmung in der Abteilung jedoch „top“. Alle hätten Spaß daran, die Digitalisierung in der Kirche voranzubringen. „Ich glaube, dass das Miteinander in der Bistums-IT sich deutlich von dem in einem Wirtschaftsunternehmen unterscheidet“, erzählt Becker. Dass er und seine Mitarbeitenden sich bei schönem Wetter in der Mittagspause zum Grillen auf der Dachterrasse treffen, nach Feierabend am abteilungseigenen Kicker zocken oder mittwochs regelmäßig Spieleabende veranstalten, zeugt von einem positiven Arbeitsklima. Und vor allem beweist der große Zusammenhalt, dass das IT-Klischee von computerverrückten Einzelgängern eben genau das ist: ein Klischee. ▲

Fotos von Achim Pohl

„Da werden Sie geholfen“

Der Weg eines Tickets in der IT-Abteilung

Die Arbeit geht locker von der Hand – doch plötzlich: eine technische Störung. Was tun? Ganz klar: Kontakt zum Servicedesk aufnehmen.

Ein Anruf oder eine E-Mail genügen, um die Kollegen vom „First Level Support“ zu informieren. Fun Fact: Auch analog gehen noch regelmäßig Anfragen beim Servicedesk ein – per Brief auf den Weg gebracht und von der Poststelle in VIS digitalisiert. Direkt nach Eingang der Anfrage wird diese im Ticket-Tool „OmniTracker“ erfasst – aus der Anfrage wird so eines der bei allen Bistums-Mitarbeitenden bekannten Tickets. Zeitgleich geht eine E-Mail zur Eingangsbestätigung an den Ticket-Verfasser heraus.

Anschließend wird das Ticket klassifiziert: Handelt es sich um einen Defekt („Incident“), oder wird etwas Neues benötigt („Service Request“)? Wie dringlich ist es? Welche Auswirkungen hat es? Und: Kann es direkt am First Level bearbeitet und geschlossen werden? Falls nicht, wird das Ticket an das „Second Level“, in die Fachabteilungen, weitergegeben.

Die dort erarbeitete Lösung wird an den First Level Support zurückgespielt, um sie von dort aus dem Ticket-Verfasser mitzuteilen. Das Verfahren nennt sich „Single Point of Contact“: Der Ticket-Verfasser hat in der Regel einen festen Ansprechpartner im Servicedesk und wird nicht von einem zum nächsten verwiesen.

Interessant: Auch in Sachen Servicedesk wird es in Kürze Optimierungsmaßnahmen geben, um den Anwendern einen noch besseren Service zu bieten.

Ist doch kinderleicht

Zwei Beispiele für Digitalisierung in Kindertageseinrichtungen und Schulen

Dass in den bischöflichen Erziehungs- und Bildungseinrichtungen im Bistum Münster die Digitalisierung längst Einzug gehalten hat, liegt in erster Linie an deren kontinuierlicher Orientierung an den neuesten technischen Standards. Liudger zeigt, welche Hard- und Software mittlerweile wie selbstverständlich zum Alltag der Kinder und Jugendlichen gehört.

Für die Ohren und gegen den Druck

Digitalisierung in einer Kindertageseinrichtung

Beitrag von Michaela Kiepe

Kinder sind ein Spiegel der Gesellschaft. Das beobachtet Stefanie Kopper in ihrem Arbeitsalltag immer wieder. „Sie gehen mit Medien völlig normal um“, sagt die Leiterin der Kindertageseinrichtung St. Marien in Haltern. So greifen sie beispielsweise zu einem ausrangierten Handy, das in der Kreativecke der Einrichtung zum Inventar gehört und beziehen es selbstverständlich in das Spiel ein.

Normalerweise besuchen 101 Kinder die Kita, die zum Verbund der Pfarrei St. Sixtus gehört. Im zweiten Lockdown kam rund ein Drittel der Kleinen. „Das ist anders als im März letzten Jahres. Da waren deutlich weniger Kinder in der Notbetreuung“, berichtet Kopper, die seit 1999 in der Einrichtung arbeitet und vor knapp sieben Jahren die Leitung übernommen hat. Die digitale Ausstattung ist zwar noch nicht in den zehn Kindergärten des Verbundes angekommen, „aber wir arbeiten daran“, sagt Kopper schmunzelnd. Vom Förderverein hat sie ein Smartphone und ein iPad erhalten. Beide Geräte werden fleißig eingesetzt. „Unter anderem auch, wenn wir uns als Team im Homeoffice in Video-Konferenzen treffen und uns austauschen“, berichtet sie.

In den Gruppen arbeiten die Erzieherinnen ebenso mit dem iPad. „Wir haben kleine Stop-Motion-Filme – beispielsweise zum Kreuzerhöhungsfest – mit den Kindern erstellt“, informiert Kopper. Auch die beliebten Tonie-Boxen haben in dem Kindergarten Einzug gehalten. „Da wir keinen Weihnachtsgottesdienst feiern konnten, hat unser Pfarrer Michael Ostholthoff sieben Tonie-Figuren besprochen. Damit haben wir einen Krippengang in der St.-Marien-Kirche aufgebaut“, blickt Kopper zurück.



Stefanie Kopper und die Kirchenmaus Anna



Während der Lockdowns wurden die Kleinen von Stefanie Kopper und ihrem Team mit kurzen Videos und Podcast-Folgen versorgt.

Unterstützung erhielten sie von der Leiterrunde der Katholischen Jungen Gemeinde (KJG) St. Marien. Rund 50 Familien haben die Stationen am Heiligabend besucht.

Ebenfalls etabliert hat sich der Podcast „Kindergarten für die Ohren“. „Entstanden ist die Idee im ersten Lockdown. Uns war es wichtig, den Kontakt zu den Kindern zu halten. Beim Podcast können sie die vertrauten Stimmen der Erzieherinnen auch zu Hause hören“, erklärt Kopper die Idee. Es sind vor allem Geschichten aus der Bibel, die kindgerecht erzählt werden. Fast 8.000 Klicks weist die Statistik insgesamt auf. „Die beliebtesten Folgen sind die zum Palmsonntag und Karfreitag sowie die Löwengeschichte vom Kindergartenarzt“, informiert die 43-Jährige. Warum das so ist? Sie hat eine Vermutung: „Kinder lieben spannende Erzählungen.“

Wichtig ist es den Erzieherinnen, über unterschiedliche Angebote Kontakt zu den Kindern und ihren Familien zu halten. So gibt es regelmäßig kleine Videos, die Kopper auf ihrem Smartphone aufnimmt und in denen sie über Aktuelles informiert. Doch nicht nur digital sind die Mitarbeitenden mit den Kindern in Kontakt: „Wir haben Taschen mit Bastelmaterial und einer Anleitung gepackt und den Kindern gebracht, die nicht in den Kindergarten kommen. Wir haben die Erfahrung gemacht, dass nicht alle Familien das entsprechende Material zu Hause haben oder dass es zur Neige geht. Die Eltern brauchen Unterstützung“, betont Kopper. Das Team möchte ihnen sowohl analoge als auch digitale Anreize bieten und so den Druck verringern, der auf vielen Familien lastet. ▲

Fotos von AdobeStock (1), Privat (1) und Unsplash.com (1)

Grüne Kreidetafeln waren gestern

Digitalisierung in einer Schule

Beitrag von Ann-Christin Ladermann

Whiteboards, Beamer, iPads und Apple TV – in der Roncalli-Schule in Ibbenbüren gehören diese Dinge mittlerweile zum Alltag. Für den Schulleiter der bischöflichen Realschule, Frank Vosse, geht es aber um mehr als die neueste technische Ausstattung: „Wir möchten unsere Schülerinnen und Schüler optimal auf die Arbeitswelt vorbereiten. Und dort schreitet die Digitalisierung stetig voran.“

Vosse steht mitten im sogenannten PZ, dem Pädagogischen Zentrum der Schule. Der offene Versammlungsraum ist der Mittelpunkt der bischöflichen Realschule. Doch statt zu Eltern, die ihre Kinder vielleicht demnächst an der Schule anmelden möchten, spricht der Schulleiter in eine Kamera: „Sehr gerne hätten wir Sie persönlich bei uns in der Schule begrüßt, damit Sie uns und wir Sie kennenlernen. Doch das geht aus bekannten Gründen nicht.“

Corona macht's nötig: Erstmals findet der Informationsabend digital statt. Vosse und die Konrektoren Michael Sechelmann und Bettina Haje stellen die Schule im Video vor. Für den Schulleiter eine ungewohnte Situation: „Wenn ich sonst in die Gesichter der Eltern blicke, kann ich an ihrer Mimik und Gestik ablesen, ob die Informationen verständlich waren oder ob etwas unklar geblieben ist.“ Eine gute halbe Stunde lang zeigt das Trio Räume im Gebäude, erklärt Besonderheiten der Fachbereiche und lässt den Geist der Schule durch die Linse lebendig werden. „Keine Frage, wir vermissen den persönlichen Kontakt zu unseren Schülerinnen und Schülern und in diesem Fall auch zu den Eltern“, betont Vosse. „Und doch haben wir durch die Einschränkungen der vergangenen Monate unsere Routineabläufe hinterfragt und vieles möglich gemacht, was noch vor einem Jahr undenkbar gewesen wäre.“





Schulleiter Frank Vosse steht beim digitalen Informationsabend für Eltern von Viertklässlern im Pädagogischen Zentrum der Roncalli-Schule und stellt die bischöfliche Realschule vor.

Dabei ist es nicht so, als hätte die Roncalli-Schule vor dem Ausbruch der Pandemie nicht schon über einen gewissen digitalen Standard verfügt: In allen Klassen-, Kurs- und Fachräumen gibt es ein Whiteboard, das Nachfolgemodell der grünen Kreidetafel. Über einen Beamer kann Apple TV angesteuert, und es können Bildschirmhalte des iPads oder MacBooks an das Whiteboard gespiegelt werden. Analoge Medien können zudem über Dokumentenkameras gezeigt werden. „Der Charme liegt in der Kombination“, erklärt Vosse und gibt ein Beispiel: „Man kann im Erdkundeunterricht eine Karte an die Wand werfen und sie zeitgleich virtuell zum Beispiel mit einem Stift bearbeiten.“

Damit nicht nur die Lehrerinnen und Lehrer digital arbeiten können, gibt es einen Pool an MacBooks und iPads, die für einzelne Stunden an die Schülerinnen und Schüler verteilt werden können. „Wenn alle am Unterricht Beteiligten mit einem Endgerät ausgestattet

sind, eröffnet das völlig neue Möglichkeiten der Wissensvermittlung“, weiß Vosse. Auch über einen klassischen Informatikraum verfügt die Roncalli-Schule. Ob das Modell mit festen Computern ausgedient hat? „Man fängt schon an zu überlegen, ob man sie noch braucht. Für den normalen Unterricht genügt die Technik in den Klassenräumen.“

Doch die Hardware allein reicht nicht aus. Dankbar ist Vosse darum für die Bistumsplattform „schulbistum“, die alle 32 bischöflichen Schulen nutzen. In dem System hat jede Klasse ihren digitalen „Raum“, kommuniziert wird per Mail, Messenger oder Chat. Auch eine Konferenzfunktion ist seit kurzem verfügbar. Außerdem können Lehrende und Lernende Dateien bearbeiten und ablegen. Daneben besteht die Möglichkeit, Schultermine zu koordinieren sowie Geräte und Räume zu verwalten. Schon lange vor der Corona-Krise

war das Bistum Münster als Schulträger visionär unterwegs. Bereits 2012 ging die Lernplattform an den Start, seit 2013 wird sie von allen Bistumsschulen genutzt.

„Natürlich waren nicht alle Kolleginnen und Kollegen in gleichem Maße begeistert, manche tun sich – und das ist natürlich – schwer mit der medialen Entwicklung“, erklärt Vosse. In den ersten Jahren galt es darum, Ängste abzubauen und sich gemeinsam der Technik anzunähern. Lehrerinnen und Lehrer schulten ihre Kolleginnen und Kollegen. „Gut funktioniert hat es, wenn alle die Plattform nutzen mussten. Zum Beispiel, als der Klassenarbeitsplan, der sonst gut sichtbar im Lehrerzimmer hing, nur noch als digitaler Plan verfügbar war“, berichtet der Schulleiter.

Er weiß um die Sorge mancher Kolleginnen und Kollegen, dass die Schülerinnen und Schüler ihnen „den Rang ablaufen“ in Sachen Digitalisierung. „Ja, die Kinder und Jugendlichen sind sicher flott, wenn es um Anwendungen von Apps oder das Bearbeiten von Fotos geht. Bei klassischen Dingen wie der Erstellung einer Ordnerstruktur, Formatierungsmerkmalen und der Bearbeitung von Word-Dateien ist das anders“, sagt Vosse, „aber genau das braucht man später im Beruf.“ Von dieser Grundfrage lassen sich die Lehrerinnen und Lehrer der Roncalli-Schule leiten: Wie können wir die Schülerinnen und Schüler optimal auf die Arbeitswelt vorbereiten? „Und natürlich spielt die Digitalisierung auch bei Arbeitsprozessen des 21. Jahrhunderts eine wichtige Rolle. Wir können sie deshalb in der Schule nicht außen vorlassen“, ist Vosse überzeugt.

Als „Beschleunigung“ der Digitalisierung im schulischen Bereich bezeichnet der Schulleiter die Corona-Pandemie. „Das war für uns alle eine riesige Fortbildung“, sagt er. Hätten er und seine Kolleginnen und Kollegen im ersten Lockdown noch überwiegend wochenweise Aufgaben gestellt, eröffnete der Zugang aller Schülerinnen und Schüler zu den Funktionen von Microsoft Office 365 seit November neue Möglichkeiten für den zweiten Lockdown. Neben der Nutzung von Word, PowerPoint, Excel und Co. konnten von da an auch Videokonferenzen über Teams samt Tafel-App



Dank der Nutzung von Microsoft Office 365 war im zweiten Lockdown ein reibungsloser Distanzunterricht nach Stundenplan möglich.

abgehalten werden. „Wir waren fortan also in der Lage, Unterricht nach Stundenplan zu erteilen – auch aus der Distanz.“ Dass das für alle Beteiligten, vor allem für die IT-Abteilung des Bistums, eine große Herausforderung in Sachen Sicherheit und Datenschutz war, weiß Vosse. Er gehört selbst dem IT-Gremium an, das Schnittstelle zwischen der IT-Abteilung und den bischöflichen Schulen ist.

Dem Schulleiter ist vor allem eines wichtig: „Es dürfen Fehler gemacht werden. Wir sind gemeinsam auf diesem Weg unterwegs.“ Mit einem Schmunzeln erinnert er sich beispielsweise an eine der ersten Videokonferenzen eines Kollegen, dessen Mikrofon plötzlich stumm geschaltet war. „Ein pffiger Schüler hatte erkannt, dass der Kollege eine Einstellung vorab nicht getroffen hatte, die das verhindert und sich einen kleinen Spaß erlaubt“, erzählt Vosse. „Das gehört dazu. Es ist ‚Learning by doing‘.“ Er ist überzeugt, dass von der Art des Unterrichts während der Pandemie künftig einiges beibehalten wird. Materialien wie Texte, Bilder oder Videos müssen nicht mehr persönlich ausgeteilt werden, sondern können von überall jederzeit abgerufen werden: „Nur auf unsere Schülerinnen und Schüler möchten wir in der Schule nicht noch einmal wieder verzichten müssen.“ ▲

Fotos von AdobeStock (1), Ann-Christin Ladermann (1) und Achim Pohl (1)

Wenn die Blöcke stetig fallen

Lui legt Wert darauf, auf der Höhe der Zeit zu sein. Dieser Anspruch schließt Souveränität im Umgang mit digitalen Medien ein. Deshalb ist Lui auf sämtlichen verfügbaren Kanälen unterwegs.

Facebook gehört ja schon zu den Klassikern. Ursprünglich hatte sich Lui hier angemeldet, um Kontakte und Postings des Nachwuchses im Auge zu behalten. Netter Versuch! Luis Freundschaftsanfragen wurden von den Kids so lange konsequent ignoriert, bis sie mit Instagram ihre sozial-medialen Aktivitäten auf eine andere Plattform verlegten und ihren Facebook-Account nur noch nutzten, um die Eltern in Sicherheit zu wiegen und sie sich so vom digitalen Leib zu halten.

Eine vergleichbare Entwicklung wiederholte sich, als die Eltern Instagram entdeckten und die Kinder daraufhin zu TikTok Reißaus nahmen. Fortsetzung folgt, sobald Lui gelernt hat, Tanzclips zu produzieren oder wenigstens die dafür nötigen Bewegungen ansehnlich darzubieten.

Bis dahin bleibt er bei Instagram, oder „Insta“, wie Lui und andere Hipster zu sagen pflegen. Zwar war Lui von Anfang an um kreatives Mittun bemüht, jedoch wurden die geposteten Fotos der zu Hause zum Mittagessen servierten Frikadellen mit Kartoffeln und klassischer Erbsen-Gemüse-Beilage von Luis überschaubarer Menge an Followern ebenso wenig mit Herzchen gewürdigt wie die bildliche Wiedergabe eines Sonnenuntergangs, fotografiert aus dem Liegestuhl im Garten.



Bei der Ursachenforschung musste Lui sich von den besserwisserischen Nachkommen belehren lassen, Hashtags falsch oder gar nicht gesetzt oder den quadratischen Bildausschnitt missachtet zu haben.

Solcherlei Ungemach droht auf WhatsApp nicht. Dafür sieht sich Lui dort mit einem vor allem in Gruppen anzutreffenden befremdlichen Kommunikationsverhalten konfrontiert. So hat Lui bis heute nicht verstanden, warum man Menschen in WhatsApp-Gruppen zum Geburtstag gratuliert, anstatt den Glückwunsch direkt und ausschließlich ans Geburtstagskind zu schicken. Spekulieren die Gratulanten möglicherweise auf Fleißkärtchen, weil sie als erstes an den Ehrentag gedacht haben?

Angesichts der, insgesamt als fortgeschritten zu bezeichnenden, eigenen Digital-Kompetenz ist das Homeoffice für Lui in technischer Hinsicht natürlich keine Herausforderung. Sollte es deshalb dort zu langweilig oder wahlweise zu stressig werden, stehen der Zerstreuung dienende Spiele auf dem Handy zur Verfügung – der einzige Bereich, in dem sich Lui jeder Neuerung verweigert. Statt der Gaming-Trends, die der Nachwuchs zu installieren empfiehlt, stapelt Lui nach wie vor am liebsten Blöcke aufeinander. Das gute alte Tetris – ist es nicht schön, wenn aller Digitalisierungs-Dynamik zum Trotz auch heute zumindest eine Sache so ist, wie sie schon zu Zeiten des ersten Game Boys war? **▲ (AL)**

Als ich meinem 88-Jährigen Opa erzählte, dass ich zum zweiten Mal schwanger sei, erzählte er von damals, als mein Onkel – sein erstes von drei Kindern – geboren wurde. Mitten im Winter 1957 brachte er meine in den Wehen liegende Oma mit der Pferdekutsche in das Kilometer entfernte Krankenhaus, wo sich eine Hebamme mehr oder weniger gut um sie kümmerte. Ob es ein Junge oder ein Mädchen wird? Ob das Kind gesund ist? Wie groß und schwer es wohl ist? All das wussten meine Großeltern selbstverständlich nicht, bevor der kleine Junge endlich das Licht der Welt erblickt hatte.

Heutzutage – nur wenige Jahrzehnte später – kaum noch vorstellbar. Mittlerweile gehören regelmäßige Ultraschalluntersuchungen und die Messung der kindlichen Herztöne zur Beobachtung des Entwicklungsverlaufs zum Standard. Wer möchte, kann sich im Rahmen der modernen Pränataldiagnostik sogar bis ins kleinste Detail vorhersagen lassen, wie das Kind aussehen wird, ob und an welchen Erbkrankheiten es erkranken wird – und noch vieles mehr. Das geht meinem Mann und mir persönlich viel zu weit. Auf die Kontrolltermine fiebern wir aber trotzdem jedes Mal hin. Was für eine schöne Sache, dass es mit dem Wunder der Technik mittlerweile möglich ist, das Wunder des Lebens direkt ab dem ersten Herzschlag zu verfolgen. **▲**

(CAB)

Zu meiner Freude

„Da ist Kirche noch nicht zukunftsorientiert genug“



Kommunikations-Experte Stefan Lesting über Digital-Defizite in der Kirche, den Schub durch Corona und den nächsten Trend, den die Kirche nicht verpassen sollte.

Interview von Thomas Mollen

Es wird viel davon geredet, dass Corona der Gesellschaft einen Digitalisierungsschub verpasst hat. Ist das eine nachhaltige Entwicklung, oder erwarten Sie, dass die Uhren nach der Pandemie zurückgedreht werden?

Stefan Lesting: Einige Institutionen waren schon vor Corona auf einem guten Weg und sind jetzt darin bestärkt worden. Auf der anderen Seite werden durch die Pandemie Defizite in der Digitalisierung deutlicher sichtbar.

Die Frage ist: Wer bewertet, ob Digitalisierungsprozesse erfolgreich sind? Es ist recht simpel, einen Prozess zu digitalisieren. Dann ist mein Büroschlüssel eben nicht mehr aus Metall, sondern aus Plastik und mit einem Chip versehen. Die spannendere Herausforderung ist es, zu verstehen, wie eine digitale Welt funktioniert und welche Bedürfnisse die Menschen darin haben. Ein Türschloss ist rein funktional, es hat keine Gefühle. Kirche arbeitet aber mit Menschen, und das heißt: Wir müssen Gefühle wecken und Visionen spinnen.

Bei vielen Dingen, über die wir uns heute Gedanken machen, traben wir etwa fünf bis zehn Jahre hinterher. Ein Beispiel: Vielerorts wird überlegt, jemanden für die Öffentlichkeitsarbeit einzustellen. Das ist grundsätzlich zu begrüßen. In den Stellenausschreibungen wird darauf hingewiesen, dass sie oder er auch was mit Digitalisierung können muss. Aber was das bedeutet, wird nicht erklärt. Aus meiner Sicht geht es nicht darum, den 1.000sten Instagram-Kanal einzurichten. Es könnte doch auch bedeuten, digitale Geschäftsmodelle aufzubauen und den Servicegedanken nach vorne zu stellen.

Es gibt beispielsweise einen Klostershop, der das Endkundengeschäft für sich entdeckt hat. Deswegen brauchte es für alle 3.000 Produkte in dem Shop eine neue Beschreibung. Es hätte sich nicht gelohnt, das alles von Menschen erledigen zu lassen, also wurde eine Künstliche Intelligenz (KI) daran gesetzt. Dafür muss man nur zwei Zeilen als Kommando programmieren: „Schreibe mir einen Produkttext zu Produkt XY mit 500 Wörtern.“ Was dabei herauskommt, ist erstaunlich



gut. Viele sagen ja, KI ist noch so weit weg, das wird nicht alltagstauglich. Doch das Kloster kann damit gut arbeiten. In der ersten Zeit werden die Artikel noch gegengelesen und wenn nötig verbessert, aber sie werden nicht mehr hingehen und die 3.000 Artikelbeschreibungen von Menschen schreiben lassen. Das ist viel zu viel Arbeit.

Digitalisierung ist nicht nur beschränkt auf Öffentlichkeitsarbeit, sondern sie geht oft viel tiefer. Was sind im Augenblick die größten Herausforderungen in der Digitalisierung, denen sich die Kirche stellen muss?

Viele Ehren- und Hauptamtliche sind mit digitalen Medien nicht aufgewachsen. Dort haben wir einen hohen Aufholbedarf und sollten Schulungen anbieten. Wir haben auch ein großes Problem, zukunftsweisende Fachkräfte zu gewinnen, Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, die diese Themen abdecken können. Wenn ich Leute zusammenbringe und einen Raum schaffe, in dem Innovation entstehen kann, dann habe ich immer Menschen, die mitmachen. Dieses Umfeld muss ich schaffen. Da ist Kirche aber noch nicht zukunftsorientiert genug.

In dieser Hinsicht können wir einiges vom Silicon Valley lernen. Die großen Player wie Google oder Facebook können richtig fitte Leute einstellen, weil diese in genau diesem Umfeld arbeiten möchten. Und auf einmal entstehen da neue Ideen. Oculus zum Beispiel, diese 3-D-Virtual Reality-Brille, die Facebook entwickelt. Es gibt Leute, die sagen: Das ist so eine coole Sache, davon möchte ich ein Teil sein, also biete ich meine Kreativität an. Und auf einmal hat dieses Unternehmen eine Auswahl von Top-Leuten, die mitarbeiten



möchten. Kirche muss sich überlegen, in welchen Bereichen sie genau diese Möglichkeiten schaffen kann. Wenn man Leute hat, die „Ermöglicher“ sind, dann ist auch ein Aufbruch in das digitale Zeitalter möglich.

Was müssen das für Leute sein?

Dafür würde ich gerne in die Geschichte blicken: Vor 100 Jahren war Kirche noch „The Place To Be“. Da war der Oberbürgermeister, der Chef der Sparkasse – alle wichtigen Leute der Gesellschaft waren in der Kirche und haben sich vor und nach dem Gottesdienst auf dem Kirchplatz getroffen. Die wichtigen Leute sind heutzutage bei Instagram, LinkedIn oder vernetzen sich bei Clubhouse, aber sie sind eben nicht mehr jeden Sonntag vor der Kirche. Wenn ich es nicht mehr schaffe, Menschen, die kreativ denken und die digitale Gesellschaft mitgestalten, an meinen Kirchort zu bringen, muss ich mir neue Kirchorte suchen.

KI-Spezialisten, Leute, die Daten auswerten können oder digitale Geschäftsmodelle aufsetzen, gewinnen in unserer Gesellschaft stark an Bedeutung. Die sollte man auch als Kirche im Blick haben. Die entscheidende Frage ist doch nicht: Muss ich mein Pfarrbüro von ISDN auf DSL umstöpseln, oder gehe ich gleich auf Glasfaser? Sondern: Wo bekomme ich Leute her, die an diesen neuen Möglichkeiten mitwirken?

Sie sagten vorhin, die Kirche sei der Entwicklung fünf bis zehn Jahre hinterher. Gibt es Ausnahmen, wo die Kirche gute digitale Lösungen für bestimmte Probleme gefunden hat?

Das sind vor allem Projekte im Kleinen: Pfarrer Hanno Rother aus Recklinghausen zum Beispiel nutzt das Netzwerk Twitch sehr stark. Er stellt sich der Herausforderung, dort

viele Leute vorzufinden, die sicher nicht in der Gemeinde bei ihm vor Ort präsent sind. Twitch ist ein gutes Medium, um mit jungen Menschen in Kontakt zu kommen. Da sind vor allem Personen aus der Gaming-Szene zu finden, die Kirche nicht auf dem Schirm hat.

Oder nehmen wir die Anmeldungen zu Gottesdiensten und Veranstaltungen: Durch Corona waren viele Gemeinden gezwungen, einen digitalen Anmeldeprozess einzurichten. Plötzlich haben der Pfarrer und die Verantwortlichen transparente Zahlen darüber, wie viele Leute zu ihren Veranstaltungen kommen. Durch die Daten gibt es eine Diskussionsgrundlage, die viel ehrlicher ist als die Zählung am Zählsonntag, bis hin zu der Erkenntnis, dass manche Veranstaltungen vielleicht nicht gut angenommen werden. Mit den Daten kann ich aber auch auf eine Situation reagieren: Wenn ich sehe, dass ich in der vorletzten Woche viel mehr Anmeldungen hatte als jetzt, dann kann ich beispielsweise einen Newsletter schicken: Es sind noch Plätze frei. Das ist für mich ein Positiv-Beispiel von Digitalisierung.

Bleiben diese Effekte über Corona hinaus bestehen, oder werden wir danach in alte Handlungsweisen zurückfallen?

Was während der Corona-Zeit an Technik angeschafft wurde, bleibt natürlich. Inhaltlich ist aber ein gewisser Rückfall vorprogrammiert. Man kann ihn jetzt schon bemerken: Seit dem Lockdown vor Weihnachten haben viele Leute keine Kraft mehr, neu aufzubrechen und neue Dinge anzustoßen, weil unklar ist, wann es weitergeht. Einige versuchen, die Situation auszusitzen. Insgesamt bietet die Kirche seit dem zweiten Lockdown wenige neue Veranstaltungen und Formate an. Aber es gibt einen Lichtblick: Wer sich jetzt auf den Weg macht, hat in der Zukunft die besseren Karten. Denn es ist klar, dass der Kirche auf Dauer weniger Mittel zur Verfügung stehen werden. Damit meine ich nicht nur Geld, sondern auch haupt- und ehrenamtliche Mitarbeitende. Jetzt geht es um die Bereitschaft, sich zu verändern, und Corona beschleunigt diesen Prozess.

Wir müssen uns klar machen, dass Kirche sich in einem Markt bewegt. Und dieser Markt ist hart umkämpft. Es gibt

unzählige spirituelle Angebote auf YouTube. Da kann jeder seine Yogamatte ausrollen – egal ob gut oder schlecht, erprobt oder nicht, katholisch, evangelisch oder kommerziell: Auf YouTube findet man Angebote. Und auch, wenn manche das als die „virtuelle Welt“ belächeln, sind das reale Angebote, die für viele Menschen wichtig sind. Manchmal verlagert sich eine solche virtuelle Gebetsgemeinschaft in die Offline-Welt, zum Beispiel bei Community-Treffen. Und wir müssen als Kirche entscheiden, ob wir in diesem Markt bleiben oder lieber Gebäudeverwalter werden wollen.

Was wird im Jahr 2021 der digitale Trend, bei dem Kirche mitmachen sollte, um nicht den Anschluss zu verlieren?

Die neue Diskussions-App Clubhouse ist bestimmt etwas, von dem man sich in der Kirche in drei Monaten überlegt, dass man unbedingt mitmachen muss. Wenn es die App bis dahin überhaupt noch gibt. Ich würde gerne ein bisschen weiter schauen: Kirche hätte eine große Chance beim Thema Nachhaltigkeit. Das Thema ist noch nicht allzu stark besetzt, es hat Potenzial, neue Gruppen zu gewinnen und Menschen zu faszinieren. Das sieht man an „Fridays for Future“, und nicht zuletzt hat Papst Franziskus das Thema mit seiner Enzyklika „Laudato si“ nach vorne gebracht. Wir sollten darüber nachdenken, was das für uns bedeutet und warum es gut zum Thema Digitalisierung passt.

Die beiden Themen haben viel gemeinsam: Gute Software ist nachhaltig entwickelt. Durch Software kann ich nachhaltige Prozesse dokumentieren und Nachhaltigkeit messen. Viele

analysieren schon heutzutage mit sogenannten Smartmetern beispielsweise den Energieverbrauch. Wenn in der Kirche plötzlich nachts um 3 Uhr der Energieverbrauch um 200 Prozent steigt, sendet das System eine Push-Nachricht an den Pfarrer oder Küster oder die Pfarreiratsvorsitzende, damit jemand gucken gehen kann, was da los ist.

Nachhaltigkeit hat viele Facetten. Was wir durch Corona gelernt haben, ist, dass wir uns „kurz mal eben“ virtuell treffen können und es nicht immer große Sitzungen in Präsenz und mit langer Anreise sein müssen.

Es gibt Menschen, die sagen, solche virtuellen Treffen seien keine echte Begegnung, weil man sich physisch nicht nahe ist. Was meinen Sie dazu?

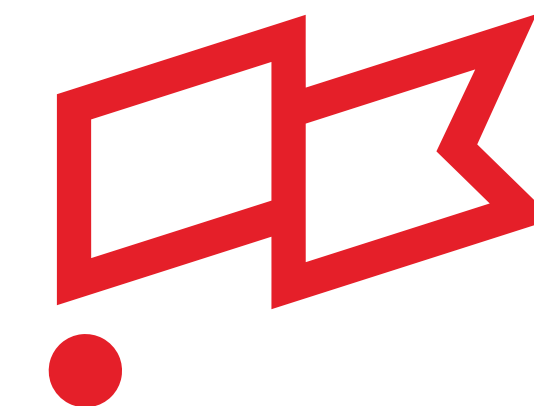
Virtuelle Meeting-Plattformen können etwas Wichtiges nicht ersetzen: menschliche Nähe. Wir sind derzeit in einer Extremsituation, in der das Kontaktverbot dazu führt, dass wir kaum noch reale Begegnungen haben. Die brauchen wir als Menschen aber. Auch das gemeinsame Feiern dürfen wir nicht vergessen. Das gehört zum Leben und zur Gesellschaft dazu – gerade für uns Katholiken.

Es haben sich aber immer schon viele unsinnige Meetings in unser Leben eingeschlichen. Die zu reduzieren oder kurz zu halten, ist sinnvoll. Letztlich geht es um eine gesunde Mischung. ▲

.....
Foto von Privat

Stefan Lesting

Stefan Lesting (35) stammt aus Rheine und war dort jahrelang in der katholischen Jugendarbeit aktiv. Seit zehn Jahren berät er (nicht nur) katholische Institutionen und Unternehmen in Bezug auf digitale Transformation und Kommunikation. Vor fünf Jahren hat er in Köln die Beratungsfirma „Lesting Media & Consulting“ gegründet, die inzwischen zehn Mitarbeitende hat.



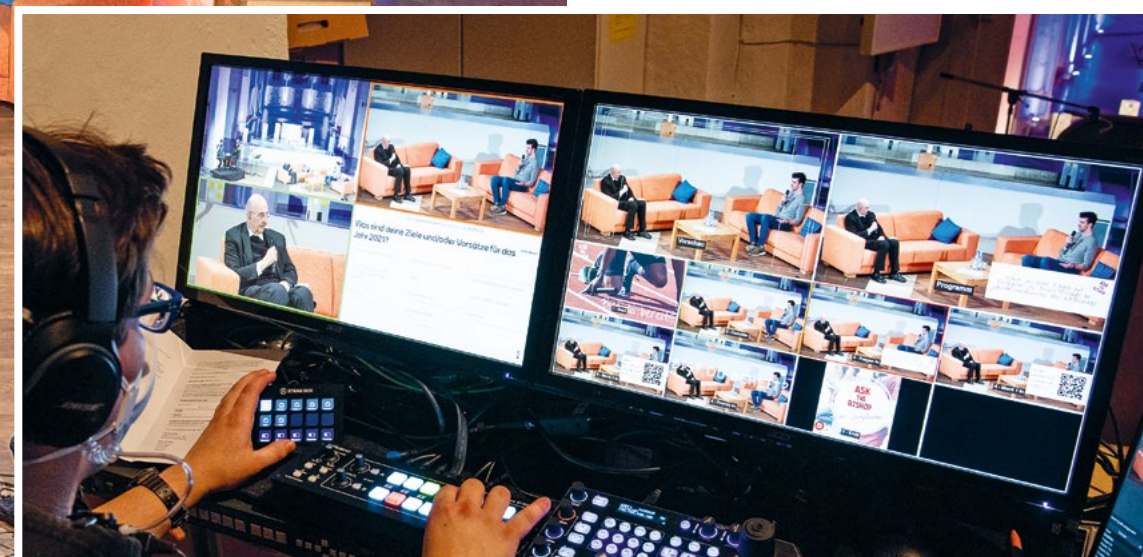
„Was ich Bischof Felix schon immer fragen wollte ...“



Es ist das erste, bis jetzt rein digitale Format der Jugendkirche Münster: Seit März 2020 läuft „Ask the bishop“ – sowohl bei Instagram als auch per Livestream – aus der Jugendkirche. Jugendliche können über die Sozialen Netzwerke ihre Fragen an Münsters Bischof Dr. Felix Genn stellen. Bei regelmäßigen Gesprächs- und Gebetsabenden beantwortet er sie und lässt sich dabei auf alle Fragen ein – inklusive persönlicher. Ein digitales, pastorales Projekt mit Zukunft – auch nach der Pandemie.

Beitrag von Ann-Christin Ladermann

Es ist mucksmäuschenstill. „3, 2, 1, und los“, zählt Techniker Philip Rabe den Countdown runter und drückt die Taste am Mischpult. Das rote Lämpchen leuchtet, der Livestream startet. Kameraleute, Musiker, Moderatoren – alle schauen hoch konzentriert. Nur Bischof Dr. Felix Genn macht einen entspannten Eindruck. Er sitzt, den Arm lässig auf die Lehne gelegt, auf dem orangefarbenen Sofa mitten



Aus dem Hintergrund steuern die Techniker den Livestream von „Ask the bishop“ – und haben den vollen Überblick.

in der Jugendkirche in Münster, den Monitor vor sich fest im Blick. Noch stimmen Lasse Grögor und Laura Meemann mit dem Song „Bist du bereit?“ von Max Giesinger musikalisch in den heutigen „Ask the bishop“-Abend ein. Neben Bischof Felix Genn sitzt heute – im Abstand von etwa zwei Metern – Ben Wenner. Der 19-Jährige möchte mit dem Bischof über Fragen ins Gespräch kommen, die Jugendliche zuvor über Instagram geschickt haben. Auf YouTube

und über die Homepage der Jugendkirche können diese und alle anderen Interessierten den Abend verfolgen.

Instagram – Bischof Felix macht kein Geheimnis draus, dass ihm diese Welt fremd ist. Mit 71 Jahren ist er in seiner Altersklasse damit bestimmt keine Ausnahme. Und doch weiß er um die Bedeutung der Sozialen Medien: „Ich bin froh, dass ich Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter habe, die mir helfen, über diese Kanäle mit jungen Menschen in Kontakt zu kommen.“ Die persönliche Begegnung ist ihm dennoch lieber. „Aber gerade in dieser Zeit, in der wir eingeschränkt sind, ist das Digitale eine Chance.“ Sechs Mal hat er seit Mai 2020 in der Jugendkirche Fragen beantwortet – bisher ausschließlich per Livestream und ohne Publikum. „Wir wollen nicht ständig umplanen oder Gruppen absagen müssen und haben uns daher entschieden, die Veranstaltungen mindestens bis zum Sommer 2021 digital stattfinden zu lassen“, erklärt Eva Brambrink, die das Projekt „Ask the bishop“ betreut. Bischof Felix hat dafür Verständnis: „Seit dem ersten Lockdown, als ich alleine im Dom Gottesdienst feiern musste, kann ich mir die Menschen, die über das Internet dabei sind, einfach im Kopf vorstellen und sie über die Kamera ansprechen.“



Bischof Felix antwortet offen und persönlich auf die Fragen Jugendlicher.

So routiniert der Bischof sich gibt, so aufgeregt sind Johanna Tewes und Ben Wenner an diesem Abend. Johanna steht bei „ATB“, wie das Format kurz genannt wird, zum ersten Mal vor der Kamera. Eine ungewohnte Situation für die 19-Jährige. „Hi, ich bin Johanna, und heute ist wieder Ask-the-bishop-Zeit. Sehr cool, dass ihr dabei seid, wenn Bischof Felix eure Fragen live hier aus der Jugendkirche in Münster beantwortet.“ Johanna hat sich gut vorbereitet. Souverän führt sie die jungen Zuschauerinnen und Zuschauer zu Hause in das Thema ein, begrüßt auch die Schülerinnen und Schüler zweier Religionskurse, die sich vorab angemeldet haben. Der Scheinwerfer schwenkt zum orangefarbenen Sofa. Kollege Ben übernimmt.



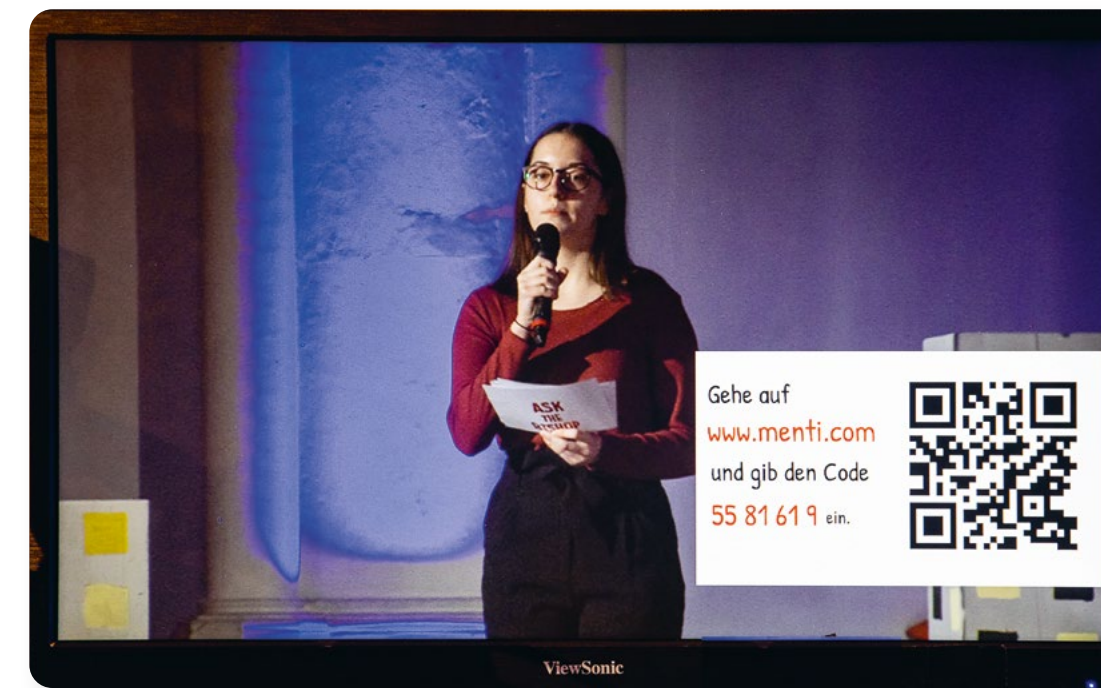
Über die Sozialen Medien können die Jugendlichen ihre Fragen an Bischof Felix stellen, die unmittelbar weitergegeben werden.

„Ask the bishop“ ist das erste, bis jetzt rein digitale Format der Jugendkirche. Geplant war das allerdings anders. Im März des vergangenen Jahres sollte zum ersten Mal der Gesprächs- und Gebetsabend mit Jugendlichen stattfinden und die bekannten Formate von Jugendgebetsabend und -katechese ablösen: mehr Gespräch statt Predigt, mehr Interaktion statt Zuhören. Doch kurz vorher kam der erste Lockdown, nichts ging mehr. „Unsere ehrenamtlichen Jugendlichen haben schnell eine digitale Alternative entwickelt“, blickt Thorsten Löhring, Leiter der Jugendkirche, zurück.

Am 22. März 2020 ging der gleichnamige Instagram-Kanal „Ask the bishop“ an den Start, dem mittlerweile etwa 1.200 überwiegend junge Menschen folgen. Die Idee dahinter steckt im Namen: Die Jugendlichen können per „Direct Message“, kurz DM, ihre Fragen stellen, der Bischof beantwortet sie. Seit März schon rund 100 Mal. Die Teilnehmerinnen und Teilnehmer interessiert alles: „Wohin reisen Sie gerne?“, „Sind Sie Fußballfan?“, „Haben Sie einen Organspendeausweis?“. Manche freuen sich über einen Rat des Bischofs: „Haben Sie Tipps für eine gute Freundschaft?“, oder „Meine Freunde glauben nicht an Gott. Was kann ich tun?“. Bischof Felix antwortet offen und persönlich, scheut auch kritische Fragen nach der Rolle von Frauen in der katholischen Kirche, nach dem Pflichtzölibat oder früheren Missbrauchstaten im Bistum nicht. Und er bekommt die Gelegenheit, den Spieß umzudrehen und den Jugendlichen Fragen zu stellen: „Wovor habt ihr Angst, wenn ihr in die Zukunft schaut?“, möchte er zum Beispiel wissen.

In der Jugendkirche kommt Ben derweil mit Bischof Felix über dessen Vorsätze und Wünsche für das Jahr 2021 ins Gespräch. Vorsätze habe er keine gefasst, zwei Wünsche aber lägen ihm besonders am Herzen: das Ende der Corona-Pandemie und ein wachsender Zusammenhalt in der Gesellschaft. Trotz fehlender Vorsätze fühle sich der Bischof „bereit für das, was mir dieses Jahr bringen wird – in Kirche, Staat und Gesellschaft.“

Beantwortet der Bischof anfangs täglich per Video eine Frage auf Instagram, wird der Kanal mittlerweile vor allem für die Vorbereitungen der Live-Veranstaltungen in der Jugendkirche genutzt. Fragen stellen, an Umfragen teilnehmen – die Möglichkeiten in dem Sozialen Netzwerk sind vielfältig. Ohnehin nutzt das Team aus Haupt- und Ehrenamtlichen auch während der Live-Veranstaltungen gerne Online-Tools wie zum Beispiel „Mentimeter“, eine App, mit der es möglich ist, mit dem Smartphone in Echtzeit Rückmeldung auf eine Frage zu geben. „Ich weiß von Freunden, die zu Hause dabei sind, dass sie sich an so einer digitalen Umfrage eher beteiligen, als wenn sie hier vor Ort etwas



dazu sagen sollten“, sagt Johanna. Auch Ben ist überzeugt, dass die Hemmschwelle bei Gleichaltrigen für einen Erstkontakt niedriger ist. „Man kann zu Hause einfach mal bei ATB reinschalten, sich beteiligen oder nicht, und, wenn’s einem gar nicht gefällt, wieder abschalten.“

Wagen Eva Brambrink und Thorsten Löhring einen Blick in die Zukunft, dann sehen sie eine Mischung aus Analogem und Digitalem. „Perspektivisch sollen die ATB-Abende zwar wieder mit Jugendlichen und dem Bischof vor Ort stattfinden. Vielleicht gibt es aber zusätzlich einen Livestream“, denkt Löhring laut. „Bestimmt werden wir aber weiterhin die Sozialen Medien nutzen, damit sich Jugendliche aktiv beteiligen können“, ist sich

Johannes Tewes lädt die Zuschauerinnen und Zuschauer ein, an einer Umfrage über das Tool „Mentimeter“ teilzunehmen.

Brambrink sicher. Denn darum geht es dem Team der Jugendkirche: „Hier kann sich Jede und Jeder einbringen und ausprobieren“, betont sie.

Ben hat diese Chance genutzt. Zwar stand er beim vorherigen Mal auch schon vor der Kamera, hat die Zuschauer begrüßt und sogar ein selbstgeschriebenes Gebet vorgetragen. Heute wollte er trotzdem eine andere Rolle übernehmen und das Interview mit Bischof Felix führen, das soeben zu Ende geht. Auf Anweisung steht das Duo auf, und das Sofa wird weggerollt, während Lasse und Laura Musik machen und die Jugendlichen ihre Bitten über die App „Mentimeter“ mitteilen. Einige Fürbitten werden an Stelen geschrieben, bekommen einen Platz im Kirchraum. Die unausgesprochenen Anliegen nimmt Bischof Felix in ein frei formuliertes Gebet auf, bevor er die virtuelle Gemeinde segnet. Nach dem letzten Lied beendet Techniker Philip Rabe den Livestream mit dem roten Knopf. Das nächste Mal wird er am 4. Juni 2021 gedrückt, wenn es wieder „Ask the bishop“ heißt. ▲

Fotos von Achim Pohl

Im Gespräch mit Bischof Felix: Ben Wenner moderiert den „Ask the bishop“-Abend.



Ask the bishop

Das Internet – eine Lebenswelt für sich

Digitalisierung in der Pastoral

Leben im realen und im digitalen Raum: Für viele Menschen gehört mittlerweile beides zum Alltag. Umso wichtiger ist es für Kirche seit der Etablierung des World Wide Web geworden, Angebote in der virtuellen Lebenswelt zu schaffen. Welche Wege sie dabei früher beschritten hat, welche Angebote sie heute bietet und wie diese von der Corona-Pandemie beeinflusst werden – oder nicht: Liudger stellt beispielhaft fünf online-basierte pastorale Projekte vor.

„Kein Ersatz, aber eine wertvolle und zeitgemäße Ergänzung“

Pfarrer Heiner Zumdohme gehört zu den Pionieren der Online-Seelsorge in funcity

1

Pioniere bauen Städte. Die Pioniere der Online-Seelsorge bauten St. Bonifatius in funcity. Zu denen, die dort Aufbauarbeit leisteten, gehört Heiner Zumdohme, damals Landesjugendseelsorger im Offizialatsbezirk Oldenburg, heute Pfarrer der Pfarrei St. Viktor Damme.

funcity – heute noch erreichbar unter www.funcity.de – ist eine der ältesten Chat-Communities im deutschsprachigen Raum. Dabei war der Name Programm: Das knallbunte funcity ist wie eine Stadt gestaltet, mit Rathaus, Shoppingcenter, Feuerwehr, Museum, Börse und Ärztehaus. Hier und an vielen anderen virtuellen Orten können sich die Besucherinnen und Besucher kostenlos austauschen und spielen.

Und wie in einer echten Stadt gibt es auch in funcity eine Kirche: St. Bonifatius, eingeweiht im April 1998 – für eine Kirche aus Stein



Wirkt heutzutage „retro“: die kunterbunte Welt von funcity

eher jung, für ein Online-Angebot nahezu historisch. Bis 2018 wirkten dort Seelsorgerinnen und Seelsorger zunächst aus dem Bistum Hildesheim, ab 1999 außerdem aus dem Offizialatsbezirk Oldenburg sowie ab 2000 zusätzlich aus dem Bistum Osnabrück. Als diese Personalressourcen nicht mehr bereitgestellt wurden, wurde St. Bonifatius im Februar 2018 „profaniert“ – ist aber immer noch zu besuchen, ebenso wie das angrenzende virtuelle Pfarrhaus und das Kloster, in dem seinerzeit bis zu 13 Ordensgemeinschaften tätig waren.

Heiner Zumdohme arbeitete als Landesjugendseelsorger von 2008 bis 2014 in St. Bonifatius, mit ihm sieben weitere Seelsorgerinnen und Seelsorger aus dem Offizialatsbezirk. „Jeden Dienstag von 20 bis 22 Uhr war Chat mit je zwei Seelsorgerinnen und Seelsorgern aus dem Offizialatsbezirk Oldenburg sowie den Bistümern Hildesheim und Osnabrück“, erzählt er. „Ich selbst war etwa alle acht Wochen mit einem anderen Seelsorger gemeinsam im Chat. Einer begleitete den Chat, ein anderer stand für persönliche Chat-Gespräche zur Verfügung, die für die anderen Chat-Teilnehmer nicht einsehbar waren.“

Das geistliche Thema des Tages, über das die Teilnehmenden chatteten, habe jeweils einer der Seelsorger ausgewählt und im Vorfeld bekanntgegeben. „Manchmal wurde auch spontan ein Thema gesucht aus dem Bereich Spiritualität, Glaube und Kirche“, sagt Zumdohme. Am Ende des Chats habe man gemeinsam Fürbitten formuliert und das Vaterunser gebetet, indem der Seelsorger die einzelnen Sätze des Gebets vorschrieb und die Teilnehmenden sie mitschrieben. „Bis zu 30 Teilnehmerinnen und Teilnehmer tummelten sich pro Abend in unserer Kirche“, erinnert sich Zumdohme.

Außerhalb des Chats gehörte es damals auch zu seinen Aufgaben, den Dienstplan für die Seelsorgerinnen und Seelsorger aus

dem Offizialatsbezirk Oldenburg aufzustellen. Zudem lud er einmal jährlich alle Beteiligten zu einem Austausch über die Erfahrungen im Chat ein. Dabei habe man Probleme diskutiert sowie Verbesserungsvorschläge und Ideen für die Zukunft erarbeitet.

Rückblickend sieht Zumdohme die neue Chance, die Online-Seelsorge wie funcity damals geboten habe, darin, „dass sich Menschen anonym an einen Seelsorger wenden konnten, ohne ihre Identität Preis zu geben. Denn in funcity arbeiteten die Chat-Teilnehmenden mit Decknamen.“ Die Seelsorgerinnen und Seelsorger seien allerdings unter ihren Klarnamen aufgetreten und hätten sich mit einem Profil auf funcity vorgestellt. Auf dieser Grundlage hätten sich im Chat häufig „sehr gute seelsorgliche Gespräche“ entwickelt.

Gespräche, wie Zumdohme sie in dieser virtuellen Form heute nicht mehr führt. In seinem Alltag als leitender Pfarrer spielt die Online-Seelsorge keine Rolle: „Menschen, die ein Gespräch mit mir möchten, rufen mich an, schreiben mir eine E-Mail oder sprechen mich direkt an, und wir vereinbaren einen persönlichen Termin. Das kommt sogar ziemlich oft vor.“ Trotzdem ist er überzeugt, dass Online-Seelsorge, wenn sich auch die Kanäle ändern mögen, unverändert wichtig ist: „Es ist besonders für Menschen, die nicht das persönliche Gespräch wollen, eine sehr gute Möglichkeit, dennoch Unterstützung zu erhalten. Die Hemmschwelle ist einfach niedriger.“

Für entsprechend wichtig hält es Zumdohme, dass Bistum und Offizialat entsprechende Angebote vorhalten. Online-Seelsorge sei zwar „kein Ersatz für die persönliche Seelsorge, aber eine wertvolle und zeitgemäße Ergänzung.“ ▲ (AL)

„Kirche muss im Internet vertreten sein“

Das Haus der Seelsorge bietet seit 2003 Anlaufstelle für Ratsuchende im Internet

2 „Internet-Seelsorge – ein wichtiges Thema. Sollten wir unbedingt verstärkt anbieten“: Zu dieser Erkenntnis kamen einige Akteure im Bistum Münster während der Corona-Pandemie. Dass es dieses Angebot bereits seit fast zwei Jahrzehnten gibt, hatten dabei viele nicht auf dem Schirm. Tatsächlich war das Online-Seelsorge-Angebot „Haus der Seelsorge“ (www.haus-der-seelsorge.de) eines der ersten seiner Art in Deutschland.

Im April 2003 ging es, initiiert von Walter Böcker, dem emeritierten Domkapitular und damaligem Leiter der Hauptabteilung Seelsorge sowie unterstützt vom Dialog-Verlag, auf der mittlerweile nicht mehr existenten Homepage www.kirchensite.de ins Netz. Damit wurde der Grundstein für die Arbeit des heutigen Internet-Seelsorge-Teams um Stefanie Uphues, Referatsleiterin für Internet-Seelsorge im Bischöflichen Generalvikariat, gelegt.

Heute stehen zehn Frauen und Männer allen Rat- und Hilfesuchenden – unabhängig von ihrer Konfession, ihrem Alter und ihrem Geschlecht – per E-Mail- und Chat-Beratung zur Seite. Das Team besteht aus acht hauptberuflichen Seelsorgerinnen und Seelsorgern, die aus unterschiedlichen theologischen Bereichen kommen, einer Diplom-Theologin sowie einer Diplom-Psychologin, die auch in der Ehe-, Familien- und Lebensberatung arbeitet. Anders als bei vielen anderen kirchlichen und nicht-kirchlichen Seelsorgeangeboten stellen sich alle bewusst inklusive ihres vollständigen Namens, eines Fotos und eines Steckbriefes vor. „So wie sie in der Pfarrei persönlich ansprechbar sind, möchten sich die Seelsorgerinnen und Seelsorger auch im Internet persönlich zeigen“, erklärt Uphues. So könnten Ratsuchende einen Ansprechpartner aussuchen, der Berührungspunkte zu ihrer eigenen (Not-)Situation hat – beispielsweise den Pastoralreferenten mit Kindern in familiären Angelegenheiten oder die Ordensschwester in Glaubensfragen.

Neben der persönlichen Online-Beratung bietet das Haus der Seelsorge die Möglichkeit, Bitten – auf Wunsch anonym – in ein virtuelles Fürbittbuch einzutragen. Monatlich wechselnde Ordensgemeinschaften nehmen diese in ihr Gebet auf. „Die Ordensgemeinschaften tun dies auf unterschiedlichen Wegen“, berichtet Uphues, „einige drucken die Anliegen aus und hängen sie an Pinnwände, so dass alle Ordensschwestern und -brüder sie sehen können, andere verlesen sie in Gottesdiensten oder legen sie in öffentliche Fürbittbücher in den Kirchen.“ Parallel ist ein Team-Mitglied aus dem Haus der Seelsorge dafür zuständig, die sogenannten Klosterfürbitten zu begleiten: sie online freizuschalten – wenn der Absender dies per Häkchen genehmigt hat und die jeweilige Fürbitte keine Namen, Beleidigungen oder andere unerwünschten Inhalte enthält – und gegebenenfalls Kontakt zum Absender aufzunehmen, um Begleitung anzubieten.

Das Angebot der Klosterfürbitte wird rege genutzt: Durchschnittlich 20 Fürbitten gehen monatlich ein. Zwar taucht das Thema Corona inhaltlich in einigen Fürbitten und auch in den Seelsorgegesprächen seit einem Jahr immer mal wieder auf – grundlegend hat die Pandemie im Haus der Seelsorge jedoch zu keinem erhöhten Aufkommen geführt: Entgegen der Erwartungen hat sich weder die Anzahl der Ratsuchenden noch die der Anfragen erhöht. In anderen Bistümern sei Ähnliches zu beobachten, weiß Uphues. Viele Menschen, die auf der Suche nach Rat im Internet seien, würden dies in ihnen bekannten Foren wie beispielsweise www.gutefrage.net oder www.brigitte.de tun, ergaben Forschungen des Projekts „Aufsuchende Pastoral im Netz“. „Ich bin trotzdem nach wie vor überzeugt, dass Internet-Seelsorge eine sehr wichtige Aufgabe der Kirche ist: Kirche muss im Internet vertreten sein. Das Internet ist einfach eine eigene Lebenswelt,“ fasst Uphues zusammen. ▲ (CAB)



Marina Busse, Pastoralreferentin



Klaus Elfert, Diakon



Ina Jahndel, Diplom-Theologin



Ludger Picker, Pastoralreferent



Martin Weber, Pfarrer



Stefanie Uphues, Diplom-Theologin



Werner Fusenig, Diakon



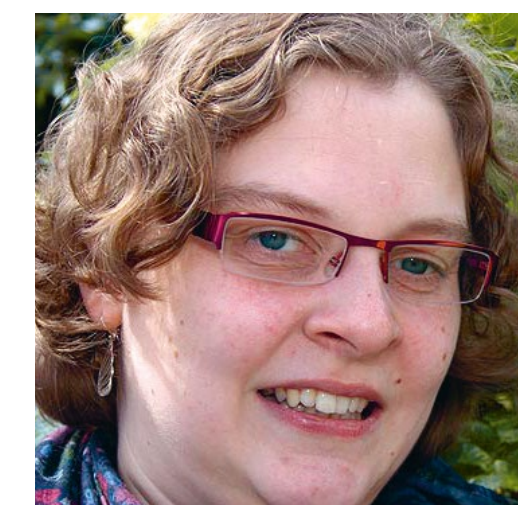
Christa Sicking-Schürmann, Diplom-Psychologin, EFL-Beraterin



Sr. M. Marlene Schmidt, Pastoralreferentin



Florian Schulz, Pastoralreferent



Melanie Schreiber, Pastoralreferentin

Liebe Kolleginnen und Kollegen aus den Pfarreien,

unter dem Dach des sogenannten „Sorgenportals“ sind das Haus der Seelsorge, die Ehe-, Familien- und Lebensberatung sowie die Telefonseelsorge zusammengeschlossen. Sicherlich gibt es auch unter Ihren Gemeindemitgliedern Menschen, die – gerade in dieser herausfordernden Zeit – Bedarf haben, sich von den Mitarbeitenden dieser Einrichtungen beraten oder begleiten zu lassen. Machen Sie sie auf das Sorgenportal aufmerksam! Im Bistumsportal „Pfarreien und Zentralrendaturen“ im isidor finden Sie Bild- und Textmaterial, das Sie beispielsweise in Ihren Pfarrbriefen abdrucken oder auf Ihren Social Media-Kanälen einbinden können – wenn Sie mögen und Raum dafür haben, gerne auch regelmäßig.

„Kirche kommt zu mir nach Hause“

frei.raum.coesfeld – sowohl analog als auch digital ein Erfolg

3 Mit einer wöchentlichen Kaffeepause im Video-Chat während des ersten Lockdowns 2020 begann der digitale Weg des Projektes frei.raum.coesfeld. Es folgten 21 weitere Veranstaltungen mit sechs Formaten – von Gottesdiensten, Gesprächen über den Glauben oder Lesungen bis hin zu einem Back-abend im Advent, einer multimedialen Kenia-Reise und einem Schreib-Exerzitien-Wochenende im Video-Chat.

„Mir war es wichtig, digitale Angebote zu organisieren. Denn es sind durch die Corona-Pandemie so viele Veranstaltungen ausgefallen. Also sind wir zu den Menschen gegangen, waren bei ihnen zu Hause“, sagt Daniel Gewand. Der Pastoralreferent leitet das zunächst analoge Projekt von und für junge Erwachsene seit viereinhalb Jahren. Er hat gute Erfahrungen mit den „neuen“ Online-Veranstaltungen gemacht. „Einen Gottesdienst in den eigenen vier Wänden mit anderen Teilnehmenden zu feiern, war für viele eine neue und durchaus positive Erfahrung“, berichtet er. Besonders gut habe es funktioniert, wenn die Mitfeiernden durch einen Gegenstand miteinander verbunden waren. So hat er beispielsweise im Vorfeld an alle, die sich angemeldet hatten, eine Kerze geschickt. „Das gemeinsame Anzünden zu Beginn des Gottesdienstes hat uns als Gruppe verbunden und eine große Rolle für die Atmosphäre gespielt“, sagt er. Auch habe er die Rückmeldung erhalten, dass einige Menschen es als angenehm empfunden hätten, die freien Fürbitten in den Chat zu schreiben, statt sie laut auszusprechen. Positive Rückmeldungen gab es ebenso für das Format frei.raum.alltag. „Wir haben über Gott gesprochen, Bibel geteilt und gemeinsam gebetet. Das ist

digital ebenso möglich. Wichtig ist es, für eine offene und schöne Atmosphäre zu sorgen“, sagt Gewand, der sich auch in einer Zeit, in der Präsenzveranstaltungen wieder möglich sind, weiterhin einige dieser Angebote vorstellen kann.

Denn er sieht einen weiteren Vorteil: „frei.raum.coesfeld ist ein lokales Projekt. In digitaler Form haben aber auch Menschen teilgenommen, die nicht oder nicht mehr in Coesfeld leben.“ So habe es neben den jungen Erwachsenen, die regelmäßig die Angebote wahrnehmen, immer wieder neue Interessierte gegeben – und das sowohl online als auch offline. Allerdings sieht der Seelsorger auch Grenzen: „Bei dem Format frei.raum.sonntag haben wir zunächst gemeinsam einen Gottesdienst besucht und später bei einem Getränk oder Mittagessen zusammengesessen. Das haben wir auch online mit einem gestreamten Gottesdienst und einem anschließenden virtuellen Treffen versucht. Doch das ist nicht das Gleiche. Der Effekt funktioniert nicht in der digitalen Variante“, hat er erfahren. Aber Gewand ist überzeugt: „Jetzt ist es daran, anders zu sein: eben digital.“

▲ (MEK)



„Kreative Möglichkeiten finden, wo es sinnvoll ist“

Zusammenarbeit von und mit Jugendgruppen in Zeiten von Corona

4 Wie können Jugendgruppen in kirchlichen Verbänden und Pfarreien bestehen bleiben, wenn keine persönlichen Treffen möglich sind? Und wie können die Gruppenleiterinnen und -leiter auf die Situation vorbereitet werden? Ist es weiterhin möglich, die wichtigen Präventionskurse anzubieten? Fragen, vor denen die Regionalbüros im Bistum Münster schon beim ersten Lockdown standen. In den vergangenen Monaten haben die Teams vor Ort digitale Angebote geschaffen, damit die Jugendarbeit im Bistum nicht zum Erliegen kommt. Maxi Decker, Leiterin des Regionalbüros West in Xanten, fasst die Motivation zusammen: „Statt einfach alles ersatzlos zu streichen, schauen wir bei jedem Angebot, ob es eine digitale Alternative geben kann. Wir möchten kreative Möglichkeiten finden, wo es sinnvoll ist!“

Was alles möglich ist, hat der pädagogische Mitarbeiter Johannes Haesser gemerkt: „Viele Methoden, die wir bei

Präsenzveranstaltungen anwenden, funktionieren online genauso“, betont er. Wenngleich die digitale Kommunikation auch ihre Grenzen habe, zum Beispiel, wenn es um Präventionskurse geht: „Es kann wichtig sein, mit einzelnen Teilnehmerinnen oder Teilnehmern alleine zu reden, um mit Empathie auf ihre Fragen, Sorgen oder persönlichen Erfahrungen einzugehen. Das ist online kaum möglich.“ Daher setzen die Regionalbüros in solchen Fällen – soweit es die Hygienevorschriften erlauben – auf eine Mischung aus Präsenzeinheiten und digitalen Vertiefungsschulungen.

Die Jugendleiter haben inzwischen gelernt, wie Gruppenstunden im Internet organisiert werden können oder eine Rallye quer durch das Internet geplant wird. „Interaktion funktioniert auch vor den Bildschirmen“, betont Maxi Decker. Vieles könne online möglich sein – auch nach der Corona-Pandemie. „Wieso sollte man nicht eine Firmkatechese aufpeppen und Jugendliche dabei ihr Handy für bestimmte Angebote nutzen lassen?“, fragt sie. ▲ (CB)





„Bei uns gibt es keine Lockdowns“

TelefonSeelsorge Recklinghausen berät seit 2008 auch im Chat

5 Mehr als 2.000 Chatgespräche haben die ehrenamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der TelefonSeelsorge in Recklinghausen im vergangenen Jahr geführt. „Das sind knapp 800 mehr als im Jahr 2019“, berichtet deren Leiterin, Gunhild Vestner. Diese erhebliche Steigerung habe auf der einen Seite nichts mit der Corona-Pandemie zu tun, auf der anderen Seite dann doch. „Im Gegensatz zu unseren Ehrenamtlichen, die per E-Mail beraten, durften unsere ‚Chatter‘ aus Datenschutzgründen ihre Einsätze nicht von zu Hause aus durchführen. Für 2020 hatten wir bereits auf Bundesebene eine Änderung angeschoben. Sie sollte im Mai in Kraft treten. Durch den ersten Lockdown konnten wir jedoch bereits im März beginnen“, erklärt Vestner. Eine Win-win-Situation – sowohl für die Ehrenamtlichen als auch für die Hilfesuchenden.

„Wir haben unsere Erreichbarkeit ausgeweitet. Unsere Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter haben in der Krise darüber hinaus noch mehr Bereitschaft signalisiert, Dienste zu übernehmen als davor“, schätzt sich Vestner über den Rückhalt glücklich.

Doch nicht erst seit der Corona-Krise ist die TelefonSeelsorge digital unterwegs: Seit 25 Jahren gibt es die E-Mail-Beratung. Zwölf Jahre später kam die Chat-Beratung in Recklinghausen dazu. „Mit diesem Angebot erreichen wir eine deutlich jüngere Generation als am Telefon. Zwei Drittel der Ratsuchenden sind unter 30 Jahre alt, 74 Prozent sind Frauen“, berichtet die evangelische Pfarrerin. Es seien Menschen, für die der Umgang mit digitalen Medien zum Alltag gehöre. „Und in ihrem Medium suchen sie auch Hilfe und Unterstützung“, weiß die 62-Jährige. Auch die Themen im Chat seien andere als am Telefon: psychi-

sche Erkrankungen, Depressionen, Gedanken an einen Suizid, Ängste, emotionaler Stress, selbstverletzendes Verhalten, Partnerschaft und Familie. „Zum Großteil sind die Themen im Chat härter als am Telefon“, hat Vestner beobachtet und fügt hinzu: „Besonders auffällig war im ersten Lockdown, dass sich Menschen gemeldet haben, die sich in einer Therapie befinden. Ihr psycho-soziales Netzwerk wurde aufgrund von Corona komplett heruntergefahren.“ Daran werde die Chance der digitalen Seelsorge deutlich: „Bei uns gibt es keine Lockdowns.“

Die Ehrenamtlichen, die für die Online-Beratung eine medien-spezifische Zusatzausbildung absolviert haben, haben im vergangenen Jahr mehr Gespräche im Chat geführt. „Sie haben toll mitgezogen“, lobt Vestner ihr Engagement. Deshalb sei es wichtig, die Supervision für die Mitarbeitenden zu sichern. Solange es möglich war, haben sich die Gruppen weiter getroffen. „Normalerweise kommt eine konstante Gruppe mit zwölf Teilnehmenden für eineinhalb Jahre regelmäßig zusam-

men“, berichtet Torsten Ferge. Der Pastoralreferent, der das berufsbegleitende Masterstudium Supervision/Coaching an der Katholischen Hochschule Nordrhein-Westfalen (KathO) in Münster abgeschlossen hat, arbeitet seit Juni 2020 bei der TelefonSeelsorge. Für den Herbst war geplant, die Gruppen zu teilen. Doch die steigenden Corona-Infektionen ließen die Treffen in Präsenz nicht mehr zu. „Nun bieten wir die Supervision mit jeweils vier Ehrenamtlichen über einen Video-Chat an. Es gab zwar Vorbehalte, aber alle haben sich bereitwillig auf diesen Weg eingelassen. Wir haben es ausprobiert, und es hat überraschend gut geklappt“, erzählt der 44-Jährige. Vestner fügt hinzu: „Uns war es wichtig, dass wir sie begleiten.“

Auch die Rückmeldungen der Ehrenamtlichen waren überwiegend positiv. „Zwar fänden sie eine Supervision an einem Ort außerhalb ihres privaten Umfeldes besser, aber sie haben viel Verständnis und sind dankbar für die digitale Möglichkeit“, lautet ihr Fazit. ▲ (MEK)

„Wir müssen uns **mutig und ohne Furcht** an das Werk machen“

Von der Besinnung auf alte Traditionen, um anschlussfähig zu bleiben

Kommentar von Mathias Albracht

Vor ein paar Jahren ist mir ein bemerkenswertes Buch in die Hände gefallen. Es heißt „Christianity Rediscovered“ und wurde von einem Missionar aus dem Orden der Spiritaner-Patres geschrieben, Vincent J. Donovan. Er berichtet darin über seine Zeit als Missionar beim afrikanischen Volk der Massai.

Bald schon merkt Pater Donovan, dass er bei den Massai – im wahrsten Sinne des Wortes – mit seinem Latein am Ende ist. Er lebt unter Menschen, denen christlich-europäische Grundbegriffe wenig für ihre Leben bedeuten – für ihn schlimmer noch: unter Menschen, die mit Symbolen und Redewendungen der europäisch-christlichen Tradition nichts anfangen können.

Ein Haus Gottes? Für Nomaden irrelevant.

Vincent J. Donovan bemerkt, dass er in seiner Mission mit seinem mitgebrachten europäischen Kontext das Leben der Leute vor Ort verfehlt und dass er auf deren Lebenswelt, den neuen Kontext, schauen muss. Ein für Missionarinnen und Pioniere wie ihn bekanntes Problem. **Denn – so würde ich es sagen – Christentum ist zu jeder Zeit und an jedem Ort eine Religion der Kontexte.** Sie überliefert alte Kontexte und muss, wie bei Donovan dem Missionar, in neue hinein verkündet werden.



Als Katholikinnen und Katholiken tragen wir unseren Glauben und knapp 2.000 Jahre Glaubensgeschichte mit uns herum. Momente eines spätantiken Hofzeremoniells, übernommene und christlich umgedeutete Feste des alten Roms, antike Weihrauchriten des alttestamentlichen Orients und gallisch-fränkische Feuerriten wie das Osterfeuer: **Unser Glaube ist lebendige Religionsgeschichte des Glaubens an Christus in seinen Kontexten über Jahrhunderte hinweg.**

Wo auch immer das Christentum auf Menschen traf, verschmolz es in seinen Formen mit deren Kulturen und Technologien. Die Evangelien wurden zur Zeit ihrer Entstehung in Codices, ersten Büchern und nicht mehr in Schriftrollen, den fortschrittlichsten Medien ihrer Zeit, festgehalten. Nicht in aramäisch, der Sprache Jesu, sondern in der Weltsprache des Koine-Griechisch, das anknüpfungsfähiger und barrierefreier war.

Als 700 Jahre später Bonifatius, ein Angelsachse, Germanien missionierte, traf sein von der Theologie der Spätantike und von irischn-schottischem Mönchsleben geprägter Glaube auf einen neuen Kulturraum: die germanische Welt der Götter, Helden und Sagen. Auch hier merkten er und seine benediktinischen Schwestern und Brüder: Man muss die Botschaft des Evangeliums für die neuen Welten erschließen.

Als 700 Jahre später Bonifatius, ein Angelsachse, Germanien missionierte, traf sein von der Theologie der Spätantike und von irischn-schottischem Mönchsleben geprägter Glaube auf einen neuen Kulturraum: die germanische Welt der Götter, Helden und Sagen. Auch hier merkten er und seine benediktinischen Schwestern und Brüder: Man muss die Botschaft des Evangeliums für die neuen Welten erschließen.

Kein Wunder also, dass eine der ersten deutschen christlichen Veröffentlichungen eine Neuerzählung des Evangeliums als Heldensage war: das Heliandlied, geschrieben im Kloster Corvey an der Weser.

Ich glaube, ohne seine Kontextualisierungs- und Innovationsfreude wäre das Christentum in Europa nicht angekommen.

Und es wäre auch nicht über spätere Jahrhunderte zur tonangebenden Trendvermittlerin in Sachen Kunst, Architektur und Musik geworden.

Anderswo war es ähnlich: Die Geschichten von Missionen weltweit waren oft auch Geschichten gelingender Kontextualisierung: In Japan und China knüpfte man schon zu Zeiten des Heiligen Franz Xaver an Konfuzius und Bräuche des alten Glaubens an. Ebenso zum Beispiel in den noch heute existierenden Missionen der Jesuiten bei den Maya und bei den Katholiken in Zentralafrika, für die vor einigen Jahren eigens eine neue Messe entwickelt wurde, die Rücksicht auf überlieferte Ahnenkulte nimmt.

Das ist gut so und gut katholisch. **Denn wenn die katholische Kirche universal ist, dann ist sie auch so vielfältig wie die Menschen, die mit ihr Gott suchen und die Kontexte, in denen sie leben.** Zumindest sollte das ihr Anspruch sein: Gott überall in den Lebenswelten unserer Geschwister suchen und finden.

Was Kirche dabei leider oftmals hemmt, ist der Schatten der Vergangenheit: ein Trauma der Revolutions- und Kirchenkampfzeit, aus dem sich die Kirche als Kontrapunkt zur modernen Welt positioniert hat und von der sie sich im 19. und 20. Jahrhundert – auch politisch – ganz real bedroht sah. Diese Abgrenzung mag ihr Überleben und ihre Souveränität gesichert haben, aber sie steht auch in Spannung zur Sendung der Kirche. **Denn durch verschlossen gehaltene Türen und Fenster kann niemand hineinkommen und wenig frischer Wind wehen.**

„Wir müssen uns mutig und ohne Furcht an das Werk machen, das unsere Zeiten erfordern. So führen wir den Weg weiter, den die Kirche seit 20 Jahrhunderten geht.“ Mit diesen Worten mahnte Johannes XXIII. bei der Öffnung des Konzils die Welt im Blick zu behalten und sich an die Sendung der Kirche zu erinnern:

unseren einen „alten“ Glauben frisch und immer wieder neu jeder Generation zu verkündigen.

Wenn sich Gesellschaften im Wandel befinden, darf die Kirche nicht die Augen davor verschließen – erst recht nicht die katholische Kirche. Denn katholisch sein bedeutet, übersetzt man das griechische Adjektiv *katholikós* wörtlich, umfassend sein, was inklusiv gemeint ist. Inklusiv auch mit Blick auf die Lebenswelten und Menschen, zu denen Christus uns als Hoffnungsträgerinnen und -träger schickt.

Unsere Botschaft müssen wir als Christinnen und Christen nicht neu erfinden. Wir bringen sie mit. Es ist die gleiche Botschaft, mit der Paulus nach Athen ging, Bonifatius zu den Germanen und die unsere Großeltern und Eltern an uns weitergegeben haben: die Hoffnung und die Liebe zu Gott und der Welt.

Kommunikation beginnt damit, mir bewusst zu machen, was ich zu sagen habe, das für die Menschen in ihren Freuden und Nöten relevant sein mag – mir bewusst zu machen, an welcher großen Botschaft – ja an welcher Hoffnung – wir als Christinnen und Christen einen Anteil für die Welt haben.

Reden wir drüber. Da, wo die Leute sind. In ihrer Sprache und mit ihren Mitteln – ob analog oder digital. Werden wir gut darin. So haben wir das schon immer gemacht. ▲

.....
Foto von Susanne Krauss

Mathias Albracht

Mathias Albracht ist Diplomtheologe und seit 2017 Pastoralreferent in der Abteilung Medien- und Öffentlichkeitsarbeit im Bischöflichen Generalvikariat. Vor seiner Zeit beim Bistum Münster war er Mitarbeiter von Kirchehoch2 im Fachbereich Missionarische Seelsorge des Bistums Hildesheim.



Wenn Pfarrer Hanno Rother bei Twitch.tv online ist, moderiert Bastian Schönfeld den Chat.

Zwei ungleiche Freunde

Wie ein Livestreaming-Videoportal einen Pfarrer und einen Ex-Soldaten verbindet

Beitrag von Gudrun Niewöhner

Im analogen Leben wären sie sich wahrscheinlich nie begegnet: Zu wenig Gemeinsamkeiten haben Hanno Rother und Bastian Schönfeld. Während Ersterer Pfarrer der Pfarrei Liebfrauen in Recklinghausen ist, sucht der Andere, ehemaliger Bundeswehrsoldat in der Nähe von Lüneburg, eine neue berufliche Heraus-

forderung. Doch eines verbindet sie über alle Unterschiede und Kilometer hinweg: die Leidenschaft für Online-Rollenspiele, das sogenannte „Pen & Paper“. Bei einem solchen ist Schönfeld der „Kirchendude“, wie Rother sich im Internet oft nennt, aufgefallen. Inzwischen sind sie Freunde, auch im analogen Leben, die gerne und oft über Gott und den Glauben diskutieren. Das allerdings dann meistens doch digital.

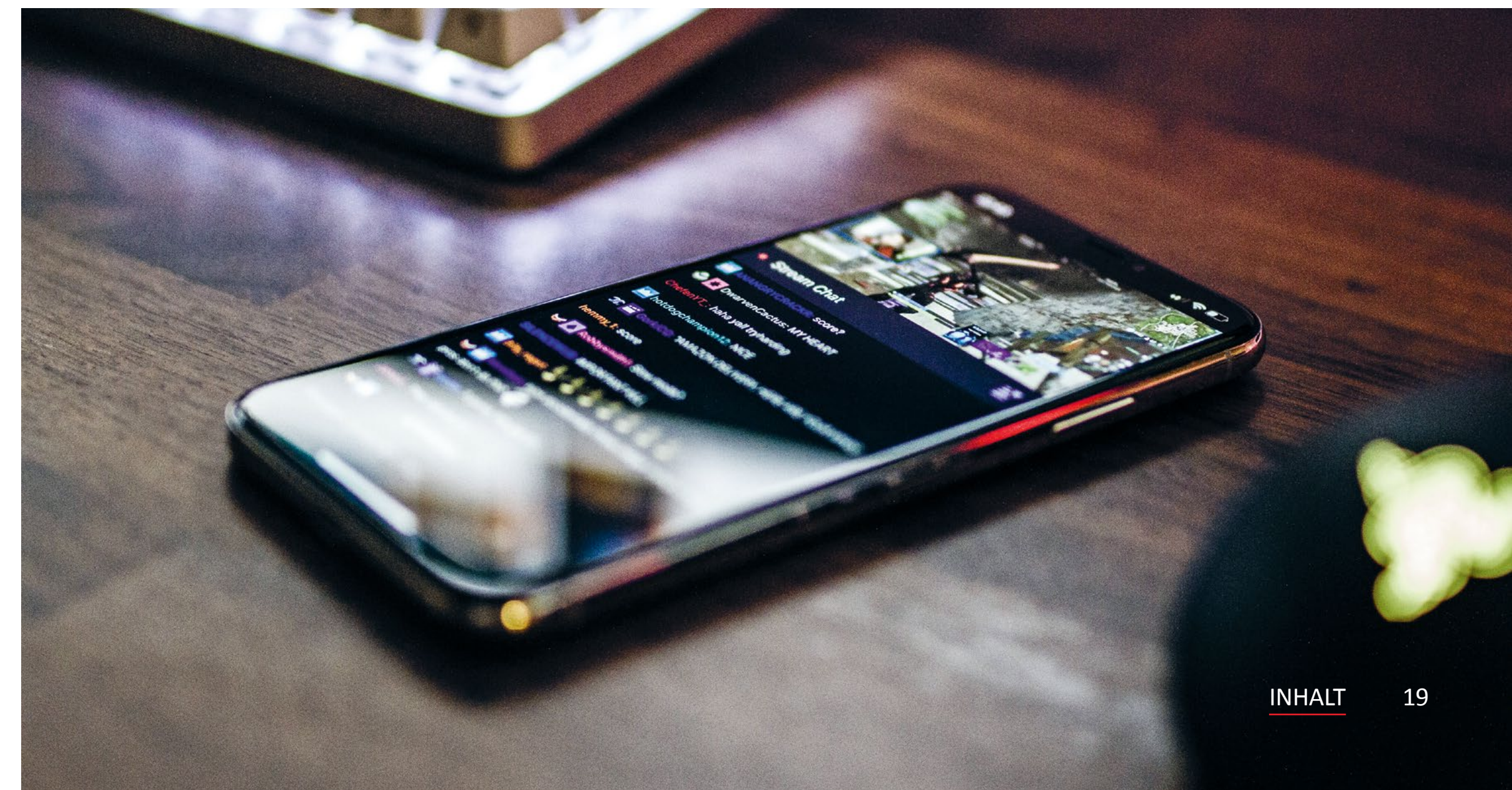
„Hanno“, sagt Schönfeld, „hat mein Bild von der Kirche in ein anderes Licht gerückt. Er war mir auf Anhieb sympathisch“, erinnert sich der 34-Jährige. Und weil er Rother zudem einfach spannend fand, folgte er ihm auf Twitter. „Ich wollte wissen, was er sonst noch zu sagen hat.“ Und das, obwohl Schönfeld zwar evangelisch getauft und konfirmiert ist, sich selbst aber als Atheisten bezeichnen würde: „Was nicht heißt, dass ich mit den christlichen Werten nichts anfangen kann. Im Gegenteil: Die zehn Gebote sind ein guter Leitfaden, der unsere Gesellschaft zusammenhält“, findet Schönfeld. Darin sind sich Rother und er einig.

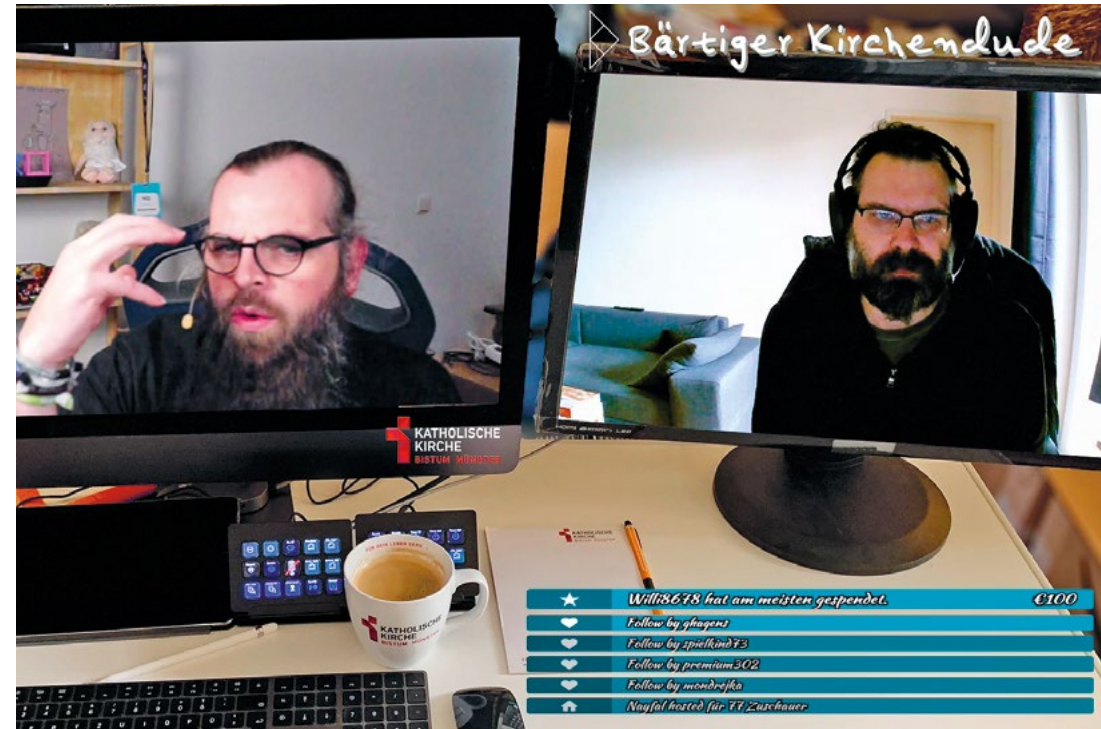
Auch wenn ihm Glauben schwer fällt: Austreten aus der Kirche würde Schönfeld so schnell nicht: „Die Institution Kirche macht auch eine Menge Gutes.“ Spontan fallen ihm die Obdachlosenhilfe und die Angebote für Menschen in schwierigen Situationen ein. Diesen Einsatz möchte der ehemalige Bundeswehrsoldat unterstützen. Und dazu leistet er einen Beitrag: Mit Streamern führt er einmal im Jahr eine digitale Spendenaktion durch. Bei der letzten sind sage und schreibe 13.000 Euro für einen guten Zweck zusammengekommen. Da waren die Initiatoren selbst baff – „und natürlich hocherfreut“, gesteht Schönfeld. Zurzeit plant er die nächste Aktion.

Seitdem Hanno Rother seinen eigenen „Kirchendude“-Kanal unter Twitch.tv, einem Webportal fürs Live-Streamen, hat, ist Bastian Schönfeld so etwas wie seine rechte Hand geworden. Während der Pfarrer online ist, beobachtet er für ihn Kommentare und Beiträge im Chat: „Wer andere beschimpft oder beleidigt, fliegt raus.“ Da kennt der 34-Jährige keine Gnade. In seiner Moderation gibt er auch Dinge von sich preis. Seine Ansichten begründet er nicht aus dem Glauben, sondern wegen der Inhalte, die er für richtig und vernünftig hält.

Dass Schönfeld nichts schreibt, was seinem Ansinnen total widerspricht, darauf kann sich Rother verlassen: „Ich habe großes Vertrauen in ihn.“ Bevor der Pfarrer dem ehemaligen Soldaten Rechte an seinem Twitch-Account übertragen hat, haben die beiden eine Nacht lang miteinander telefoniert.

Die virtuelle Community, die sich bei Twitch.tv/kirchendude unregelmäßig versammelt, trägt den Namen „Die Gemeinde“, obwohl keine Gottesdienste gefeiert werden. 1.300 Mitglieder gehören inzwischen locker dazu. Nicht alle wollen mit Rother digital ins Gespräch kommen. Einige sind nur stille Teilnehmerinnen und Teilnehmer.





„Man muss authentisch sein.“

Hanno Rother

Schnelle und einfache „Fast Food“-Antworten gibt es bei Rother übrigens nicht. Er möchte differenziert auf die Themen schauen – egal, ob es um Sterbehilfe oder anderes geht. Dabei ist es ihm ein Anliegen, deutlich zu machen, „dass wir als Christinnen und Christen eine Botschaft haben und dass unsere Werte gut für das Miteinander in der Welt sind.“ Rother hat keine Scheu. Er teilt mit anderen seine Zweifel, persönliches Unverständnis, aber auch seine Hoffnungen und sein großes Gottvertrauen. „Wer eine Haltung hat und Argumente bringt, der wird in der Szene akzeptiert“, weiß der Pfarrer. Das Allerwichtigste: „Man muss authentisch sein.“

Und genau so kommt Hanno Rother bei Bastian Schöfeld rüber: überzeugend, ehrlich und offen. Dank der Gespräche mit dem Recklinghäuser Pfarrer beschäftigt sich der 34-Jährige heute mehr mit kirchlichen Fragen als früher: „Durch unseren Austausch sehe ich vieles anders. Mein Blickwinkel hat sich erweitert.“ Längst hat die Kirche für ihn nicht mehr nur ein angestaubtes Image.

Diese Sympathieerklärungen und seine Affinität für alles Digitale möchte Rother pastoral nutzen. Und dafür setzt er sich noch mal in den virtuellen Hörsaal. Seit dem Sommersemester ist der 39-Jährige für den berufsbegleitenden Masterstudiengang „Crossmediale Glaubenskommunikation“ an der Ruhr-Universität Bochum eingeschrieben. Gespannt ist Rother vor allem auf die Bereiche Kommunikationswissenschaften und Ästhetik: „Ich möchte lernen, wie wir unsere Botschaft am besten transportieren.“

Sein neu gewonnenes Wissen soll er übrigens nicht für sich behalten, so der Wunsch von Bischof Dr. Felix Genn: „Wenn Bedarf ist, werde ich Tipps und Tricks selbstverständlich an die Kolleginnen und Kollegen im Bistum weitergeben.“

.....
Fotos von Hanno Rother (3) und
Unsplash.com (1)



KANNSTEN GLAUBEN

DER BISTUMSPODCAST

MIT ANN-CHRISTIN LADERMANN



Mehr über die spannenden Online-Aktivitäten von Pfarrer Hanno Rother erfahren Sie jetzt im Bistums-Podcast „kannste-glauben“:

www.kannste-glauben.de

Mehr **Zeit** für die **Versorgung**

Bei der Caritas gehört Digitalisierung in Pflege und Beratung zum Alltag

Mehr als 147 Millionen Mobilfunkanschlüsse waren nach Angaben der Bundesnetzagentur Ende 2020 registriert – alleine in Deutschland. Handy, Tablet und Co. sind nicht mehr aus dem Alltag wegzudenken. Nicht erst seit dem Ausbruch der Coronapandemie setzt die Caritas daher auf die Digitalisierung ihres Angebotes.

Beitrag von Christian Breuer

Ein Seniorenheim irgendwo im Bistum Münster: Eine ältere Dame sitzt in einem bequemen Sessel und ist begeistert: „Oh, wat schön!“, sagt sie spontan, während sie sich auf einem sonnigen Platz in der italienischen Hauptstadt Rom umschaute. Möglich macht es eine „Virtual Reality“-Brille, mit der die Nutzerinnen und Nutzer innerhalb von Minuten um die Welt reisen oder Ausflüge in die Unterwasserwelt der Ozeane unternehmen können. Angst vor der modernen Technik hat die Seniorin offensichtlich nicht. Auch wenn solche Angebote derzeit noch eher die Ausnahme sind, macht die Digitalisierung vor der Seniorenbetreuung und -pflege keinen Halt.



Dr. Gesa Linnemann

Dr. Gesa Linnemann vom Referat Altenhilfe und Sozialstationen im Diözesancaritasverband Münster räumt mit einem Vorurteil auf: „Wenn es um Digitalisierung geht, sprechen wir nicht direkt von Robotern, die das Pflegepersonal ersetzen sollen. Roboter sind zwar ein spannendes Thema, aber sie haben momentan noch die geringste Relevanz. Digitalisierung in der Altenpflege umfasst ein breites Spektrum an Technologiefeldern.“ Dazu gehören Ortungssysteme für Menschen, die an Demenz erkrankt sind, Sensoren, die einen Sturz registrieren und Hilfe anfordern, oder



einfach die Erinnerung durch einen smarten Lautsprecher, dass es Zeit zur Einnahme der Medikamente ist. Das sind Technologien, die schon jetzt in vielen Haushalten zum Einsatz kommen und mit Apps an die Bedürfnisse im Alter angepasst werden können. Pflegekräften können entsprechende Programme die oft zeitraubende Dokumentation erleichtern. „Dadurch kann im Endeffekt sogar der Pflegeberuf attraktiver werden, weil die Pflegerinnen und Pfleger zeitlich entlastet werden und wieder mehr Zeit für ihre eigentliche Aufgabe, die Sorge um die Patientinnen und Patienten, haben“, erklärt Linnemann.

In der Praxis ist aber auch das oft noch Zukunftsmusik, wie Rüdiger Dreier, Leiter der Stabsstelle Digitalisierung beim Stadtverband der Caritas in Münster, weiß. Viel Zeit vergeht oft schon bis zur Einführung einer technischen Innovation, die vorab auf ihre Funktionalität getestet werden muss. Mehr noch: Es muss geprüft werden, ob es Schnittstellen zu bestehenden Programmen gibt und natürlich auch, ob sie den strengen Datenschutz-Anforderungen genügt. Geklärt werden muss zudem die Finanzierung. Und am Ende braucht es genug Personal, das die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit der neuen Technologie vertraut machen kann – was zusätzlich mit einem hohen Zeitaufwand verbunden ist, der an anderer Stelle eingespart werden muss. „Etwas in einem großen Verband, wie bei der Caritas, neu einzuführen, geht einfach nicht nebenbei. Alle wünschen sich immer eine schnelle Lösung, aber Vieles ist nicht so einfach zu machen“, berichtet Dreier aus der Praxis. Entscheidend sei nicht, alle möglichen Arbeiten und Vorgänge zu digitalisieren. Dreier: „Priorität ist, moderne Technologie dort einzusetzen, wo sie gleichermaßen Patienten, Mitarbeitern und letztlich auch dem Verband zugutekommt.“ Hilfreich sei in den vergangenen Jahren die Unterstützung durch den Europäischen Sozialfonds (ESF) für das Projekt „Caritas 4.0“ sowie inzwischen durch die Stiftung Wohlfahrtspflege gewesen.



Rüdiger Dreier

Auch in anderen Bereichen der Caritas hat die Digitalisierung längst Einzug gehalten – insbesondere in der Beratung. So können sich Ratsuchende im Online-Chat an die Fachleute wenden. Durch die Pandemie hat zudem die Video-Beratung enorm an Bedeutung gewonnen. Hinter dem etwas sperrigen Begriff des „blended counseling“ verbirgt sich eine Mischung aus Online-Beratung und persönlichem Treffen. „Besonders in der Erziehungsberatung haben sich neue Möglichkeiten ergeben“, erläutert Dreier. So sei es früher oft nicht möglich gewesen, beide Elternteile gleichzeitig zu beraten. Dreier: „Wenn ein Elternteil zum Beispiel beruflich unterwegs ist oder weit entfernt wohnt, können wir in einer Video-Beratung nun alle zusammenschalten.“ Zudem haben die Klienten die Möglichkeit, sich für das Gespräch einen eigenen Wohlfühl-Raum zu suchen, aus dem sie sich in die Video-Konferenz einschalten können. Das persönliche Treffen soll nicht dauerhaft ersetzt, aber um die Möglichkeiten der digitalen Kommunikation ergänzt werden.



Stefan Schraven

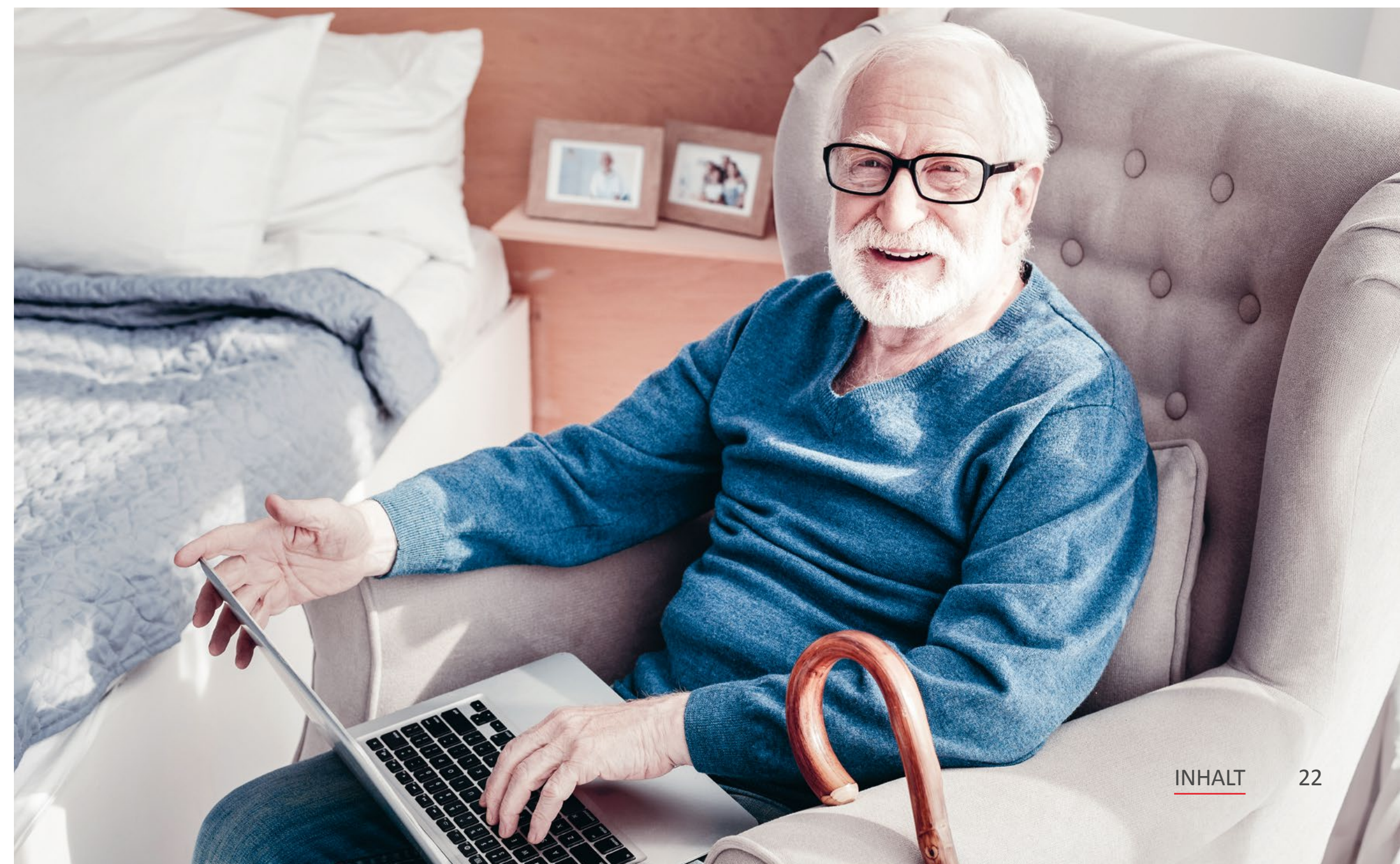
Positive Erfahrungen mit dieser Form der Beratung hat auch Stefan Schraven in den vergangenen Monaten gemacht. Der Schuldner- und Insolvenzberater des Caritasverbandes Kleve arbeitet – wie seine Kolleginnen und Kollegen in anderen Caritasverbänden – mit dem Messengerdienst „Wire“, der ähnlich aufgebaut ist wie das bekannte WhatsApp, aber den strengen Datenschutzrichtlinien genügt, die eine Beratung erfordert. „In der Online-Beratung spiegelt sich wider, dass das Angebot niederschwelliger ist“, hat er bemerkt, „außerdem ist während eines Lockdowns ein persönlicher Kontakt anders nicht möglich. Dabei war es wichtig, den Kontakt zu Klienten in schwierigen Lebenssituationen aufrecht zu erhalten.“ Im Arbeitskreis zum Thema Digitalisierung habe er gemerkt, dass es bei den Beraterinnen und Beratern zunächst Skepsis gab, „nun wissen wir aber, dass es funktioniert“, sagt er. Inzwischen bietet auch die Caritas in Kleve den Kontakt per Wire in vielen Beratungsbereichen an – selbst die Hausaufgabenbetreuung für Jugendliche wird per Video-



Neue Technologien verstehen: Eine ausführliche Einweisung vor der Nutzung der digitalen Hilfsmittel ist unerlässlich.

Konferenz unterstützt. „Aber bei allen positiven Aspekten der digitalen Kommunikation im Alltag merke ich, dass sie die persönliche Beratung nicht vollständig ersetzen kann. Denn nur dann kann ich die Emotionen, die meine Klienten bewegen, wirklich gut spüren“, betont Schraven und hofft auf eine baldige Entspannung der Lage.

Fotos von AdobeStock (5) und Caritas (3)



Digitale Angebote gibt es zu genüge. Man kann sie nutzen – oder es lassen. Liudger fragte die Kolleginnen und Kollegen des Bistums Münster in dieser Ausgabe:

„Wie digital ist Ihr Alltag?“



Paul Leukers

Diakon, St. Mariä Himmelfahrt Kleve

Digital bin ich ziemlich rückständig und nutze weder Instagram noch Facebook. Allerdings ist auch auf meinem Handy WhatsApp installiert, und für das Gespräch mit Kolleginnen und Kollegen gehe ich ab und zu mit Teams online.

Marén Feldhaus

Referentin in der Abteilung Seelsorge,
Bischöflich Münstersches Offizialat Vechta

Ich schätze, mein Alltag ist sehr digital. Ich bin wirklich viel im Netz unterwegs, finde smarte Lösungen für mein Zuhause super und habe seit Neuestem einen Instagram-Account – der mich aber zugegeben noch etwas überfordert. Bemerkenswert finde ich, wie mit digitaler Kommunikation Verbindungen zu Menschen aufgebaut oder aufrechterhalten und Verbundenheit intensiviert werden konnten. Ich hoffe sehr, dass das weiter zum Alltag gehören wird.



Jürgen Schulze Herding

Pastoralreferent, St. Peter und Paul Velen

Der Berufsalltag ist deutlich digitaler geworden. Treffen über Zoom, Jitsi und den WhatsApp-Videochat haben es ermöglicht, mit Menschen und Gruppen in Kontakt zu bleiben. Das ist wertvoll! Wenn man die Gesichter sieht, ist es anders, als wenn man nur telefoniert oder Mails schreibt. Pastorale Angebote funktionieren unterschiedlich gut: In der Firmkatechese hat es nicht so gut geklappt mit den digitalen Angeboten, unsere digitalen Taizé-Gebete fanden dagegen ein enormes Interesse. Manches werde ich mitnehmen in die ‚Zeit nach Corona‘, aber noch mehr freue mich wieder auf echte persönliche Begegnungen.

Rendel Werthmüller

Einrichtungsleiterin, Familienbildungsstätte Dülmen

Ehrlicherweise ist mein Alltag durch die Corona-Krise viel digitaler geworden. Es gibt Arbeitstage, an denen ich fast ausschließlich digital mit Menschen kommuniziere. Im privaten Bereich ist vor allem das Homeschooling unserer Töchter, die die Grundschule besuchen, digital. Dementsprechend versuche ich, meinen Feierabend weniger digital zu gestalten. Irgendwann reicht es auch. Aber von der ein oder anderen Online-Bestellung und dem Austausch einiger Nachrichten über die Sozialen Medien kann ich mich doch nicht ganz freisprechen.



Vanessa Drzymalla

Pastoralreferentin, St. Josef Bocholt

Mein Alltag ist auf jeden Fall digitaler, als ich es zu Beginn des vergangenen Jahres gedacht hätte. Ich war skeptisch, zurückhaltend und unerfahren, aber mit der Zeit sehe ich viele Vorteile. Ehrenamtliche, die nicht vor Ort wohnen, können in die Arbeit der Gemeinde einbezogen werden, und Freunde, die weiter weg wohnen, sehe ich nun sogar häufiger als zuvor. Und trotzdem freue ich mich schon wieder auf persönliche Treffen – sowohl im dienstlichen als auch im privaten Rahmen.

**Hannah Metzner**

Wissenschaftliche Volontärin, StiftsMuseum Xanten

Mein Alltag ist im vergangenen Jahr definitiv digitaler geworden. Dazu gehören mehr Videoanrufe mit Freundinnen, Freunden und Familie und das lokale Einkaufen mit „click & collect“ zum Beispiel. Auch auf der Arbeit gab es digitale Neuerungen, sodass Besprechungen nun digital stattfinden und der ‚Fernzugriff Bistum‘ im Kollegium gefragter ist.

**Sandra Middendorf**

Leiterin der Ehe-, Familien- und Lebensberatungsstellen Ahlen und Beckum

Mein Alltag ist durch die Corona-Pandemie deutlich digitaler geworden. Für meine Arbeit habe ich an einer Schulung zur Online- und Video-Beratung teilgenommen. Es ist gut, dass wir unseren Klientinnen und Klienten nun auch diese Form der Beratung anbieten können. Ich merke aber, wie gerne ich mit Menschen zusammenarbeite. Der persönliche Kontakt ist mir wichtig. Ich kann mir deshalb nicht vorstellen, in der Beratung komplett auf das Digitale umzusteigen.

**Hendrik Echtermann**

Dualer Student in der Abteilung Verwaltung, Bischöflich Münstersches Offizialat Vechta

Durch die Maßnahmen zur Bekämpfung der Corona-Pandemie ist der Alltag noch digitaler geworden als zuvor. Die Kommunikation und das Zusammenleben mit Freundinnen und Freunden, Kolleginnen und Kollegen, Gremien und Gruppen erfolgt per Mail, über soziale Netzwerke und/oder Video-Konferenzen. So bleiben der wichtige Kontakt zu Mitmenschen und ein gutes Miteinander erhalten. Ebenso macht sich der digitale Fortschritt in der täglichen Arbeit bemerkbar, da durch digitale Akten deutlich weniger Papier verbraucht wird.





Johannes Linke

Pastoralreferent, St. Peter Waltrop

Mein beruflicher Alltag gestaltet sich seit Beginn der Pandemie deutlich digitaler als vorher. Ich merke dies vor allem beim wöchentlichen Dienstgespräch, bei Vorbereitungstreffen oder bei der Firmvorbereitung. Ich sehe die digitalen Möglichkeiten der Kommunikation als große Chance, merke aber bei Jugendlichen und jungen Erwachsenen eine ‚digitale Müdigkeit‘, wenn diese ihren Alltag in Schule und Studium zunehmend digital gestalten müssen.

Nadine Theilen

Pfarrsekretärin, St. Marien Oldenburg

Unser Leben ist sehr digital: Geshoppt wird online, Hörspiele und Filme werden gestreamt. Fitness und Karate trainieren wir per YouTube-Videos. Dank Pokémon GO sind sogar Spaziergänge an der frischen Luft digitale Abenteuer. Auch WhatsApp und Facebook werden täglich konsumiert. Für die Kids ist so der Kontakt zu den Klassenkameraden per Video-Chat möglich, besonders in dieser Zeit ein echter Gewinn. Trotzdem vergessen wir nicht, zusammen zu kochen, zu backen, zu essen und Gesellschaftsspiele zu spielen – ganz ohne digitale Welt.



Birgit Borgmann

Büroleitung, St. Pankratius Emsdetten

In unserer großen Pfarrei ist das digitale Arbeiten im Alltag eine enorme Erleichterung! Mit dem Verwaltungsprogramm KaPlan ist es zum Beispiel in unserer Gemeinde möglich, das Team des Pfarrbüros, die Seelsorger, die Küster und die Kirchenmusiker direkt zu informieren. Auch die Raumreservierungen in all unseren Gebäuden ist digital möglich – ebenfalls die Anmeldung zu den Gottesdiensten in Corona-Zeiten.

Hendrik Drüing

Schulseelsorger Gymnasium St. Mauritius Münster und Subsidiar in St. Franziskus Münster

Digitalität ist im besten Sinne mein Alltag: in meinem Unterricht in der Schulseelsorge am Gymnasium St. Mauritius und in der Gemeinde in Münsters Norden. Dabei wird mir immer deutlicher, dass ‚digital‘ nicht nur Methodik bedeutet, sondern eine Haltung wird und neue Lebenswirklichkeit ist.



Wir freuen uns über Ihr Feedback!

Sie haben Fragen, Anregungen oder Kritik? Senden Sie uns eine E-Mail an: liudger@bistum-muenster.de

„MEIN SMARTPHONE: IMMER DABEI!“



DAFÜR

Von Julia Geppert

Um es vorab klar zu sagen: Smartphonefreie Zeit ist wichtig – diese aber in Zeitpunkt und Dauer für alle Menschen gleich festlegen zu wollen, ist falsch. Denn: Jeder ist in einer anderen Situation, muss oder möchte (!) in unterschiedlichem Maße erreichbar sein und Informationen konsumieren und nutzt sein Smartphone deswegen unterschiedlich intensiv.

Wecker, Wetter, News, Messenger, Social Media – kurz nach dem Aufstehen sind zig Apps gecheckt, ein Überblick über die Termine des Tages und die neuesten Nachrichten ist verschafft, die ersten lieben Guten-Morgen-Nachrichten sind gelesen oder getippt.

Dass das Smartphone im Alltag – morgens beginnend und abends endend – längst mehr ist, als Daddel und Zeitverschwendung, wird in Zeiten der Corona-Pandemie mehr als deutlich. Hat der Kollege auf die Mail geantwortet, damit das Projekt weitergehen kann? Hat die Kita geöffnet? Gibt es neuen Lernstoff im Homeschooling? Wie geht es der Freundin, der der Corona-Lockdown seelisch zu schaffen macht? Wann kommt der Heizungsmonteur, und welcher der Nachbarn im Haus benötigt

einen Heizlüfter, um die kalten Tage zu überbrücken? Statt zig Anrufen oder langwieriger Papierpost ist das gesamte Büro, der Organizer dienstlich wie privat, in nahezu jeder Hosen- oder Handtasche zu finden – und das ist nun mal so und eine Entwicklung, hinter die Erwachsene nicht zurück können und mit der Kinder wie selbstverständlich aufwachsen.

Anstatt Nachrichtenwebsites absurfen zu müssen, zeigt Facebook die wichtigsten Headlines des Tages im Feed, statt Kochbücher zu wälzen, servieren hunderte Instagram-Accounts Koch-Ideen frei Haus. Sicherlich müssen gerade die Sozialen Medien mit Distanz und Vernunft genutzt werden – sie allerdings aus dem Leben zu verbannen, ist schwierig, sind sie doch längst ein virtueller Raum geworden, in dem gesellschaftliches und berufliches Leben stattfindet.

Die Entscheidung über die Nutzung des Smartphones ist eine individuelle, und sie muss eine bewusste, nicht getriebene sein. Dann muss gelten: Wer es regelmäßig ausschaltet: in Ordnung. Wer dies nicht macht: genauso in Ordnung.

DAGEGEN

Von Georg Garz

Seit Ende der 1990er Jahre bin ich Besitzer eines Mobiltelefons. Bei den Weltjugendtagen 1997 in Paris und 2000 in Rom gehörte ich zu den wenigen Begleitern, die mobil erreichbar waren. Statt wie vor mehr als 20 Jahren nur temporär, bin ich beruflich wie privat 24 Stunden unter einer bestimmten Nummer erreichbar. Theoretisch. Und nur wenn ich es möchte.

Ich weiß immer, wo sich mein Handy befindet. Ich weiß aber auch, wo es sich nicht befindet. Während einer vierwöchigen Pilgertour auf dem Jakobsweg lag es zwar in meinem Rucksack, aber im Stand-by-Modus unter geheimer Nummer, die nur vier ausgewählte Personen kannten. Abends war ich froh, dass ich mir für den nächsten Tag online die Wettervorhersage anschauen und die nächste Unterkunft buchen konnte. Ansonsten war ich offline.

Heute freue ich mich über Offline-Zeiten, die ich mir selbst verschreibe: sei es die Wanderung am Wochenende oder die regelmäßigen alljährlichen Tage der Stille im Exerzitienhaus. Tage der Stille mit Smartphone? Klingt nicht nur paradox, ist es auch! Leben wir „Entschleunigung“ oder „Achtsamkeit“ konsequent, dann

schließt sich ein Online-Betrieb rund um die Uhr aus.

Gerne räume ich ein, dass es Apps gibt, die zu meinem Alltag gehören, dass ich Sportereignisse hin und wieder live verfolge und es manchmal zeitsparend ist, sich per WhatsApp zu verständigen. Genauso froh und glücklich bin ich aber auch, dass ich es genießen kann, offline zu sein, dass der Freundeskreis es inzwischen versteht, wenn ich ankündige, dass ich am Wochenende „raus“ bin. Ich brauche es nicht, zu zeigen, wo ich bin, was ich esse und trinke oder welche sportliche Leistung ich erbracht habe.

Das weiß ich, und das weiß Gott. Der weiß übrigens auch immer, wo ich bin und wie ich erreichbar bin. Gott sei Dank!

ZEIT ZU LESEN

Die Kolleginnen der Fachstelle Büchereien haben einen kunterbunten Mix aus unterhaltsamen Geschichten, spannenden Romanen und lustig-lehrreichen Kinderbüchern zum Thema Digitalisierung zusammengetragen. Egal, ob Sie lieber in Büchern schmökern oder auf dem E-Book-Reader lesen: Hier ist sicher für jeden Lese-Fan etwas dabei.



Marc-Uwe Kling

Der Tag, an dem Oma das Internet kaputt gemacht hat

Auf witzige Weise beschäftigt sich dieses Kinderbuch mit der digitalen Welt. Oma ist zu Besuch und hütet ihre Enkel Tiffani und Max. Sie sitzt am Computer und tippt herum, bis plötzlich nichts mehr geht. Das ist jedem schon mal passiert und keine so ungewöhnliche Situation. Deshalb will ihr zunächst auch niemand glauben, dass sie aus Versehen das Internet kaputt gemacht hat. Es stimmt aber tatsächlich! Die ganze Welt steht erstmal Kopf – nichts geht mehr, und alle kommen früher nach Hause. Aber was kann man zu Hause eigentlich machen ohne Internet? Eine lustige Geschichte mit vielen Bildern für Kinder ab acht Jahren, die sich auch gut zum Vorlesen eignet.

ISBN 978-3-551-51679-4 | 12 Euro

Jürgen Wolf

Computergeschichte(n): Nicht nur für Nerds

Computergeschichte wird hier kurzweilig erzählt. PCs, Tablets, Spielekonsolen, Smartphones – alles Geräte, die selbstverständlich zu unserem heutigen Alltag gehören. Woraus sich alles entwickelt hat, wann es die ersten Computer gab, welche Formate sie ursprünglich hatten und wie sich Programme, Geräte, das Internet und vieles mehr rasant weiterentwickelt haben, beschreibt der Autor in gut lesbaren, kurzen Kapiteln. Ältere Leserinnen und Leser finden hier unter anderem ihren ersten Heimcomputer wieder. Und die Jüngeren sind vielleicht neugierig, zu erfahren, wie sich die für uns so selbstverständliche Technologie verbreitet hat und wer ihre genialen Erfinder waren. Empfehlenswert – nicht nur für Nerds.

ISBN 978-3-8362-7777-8 | 24,90 Euro



Andreas Eschbach

NSA – Nationales Sicherheits-Amt

Computer, Internet, E-Mails, Mobiltelefone, bargeldloses Bezahlen und Soziale Medien: alles Errungenschaften der jüngeren Zeit. Im fiktiven Roman „NSA“ gibt es diese digitalen Technologien bereits im Dritten Reich. Sie haben der NSDAP und Adolf Hitler sogar zum Aufstieg verholfen. Eine bis ins Kleinste perfektionierte Überwachungstechnik genutzt durch ein totalitäres Regime lässt keinen Raum mehr für Individualität und eigene Meinungen.

Im Jahr 1942 entwickelt die junge Protagonistin Helene im Nationalen Sicherheitsamt Programme, mit deren Hilfe alle Bürgerinnen und Bürger des Reichs bis in ihre intimste Privatsphäre hinein überwacht werden können. Als sie sich aus Liebe gegen das Regime stellt, gerät Helene schließlich selbst unter Beobachtung. Eine spannende und bedrückende Geschichte, die die Lesenden sehr nachdenklich zurücklässt.

ISBN 978-3-7857-2659-9 | 22,90 Euro

Artur Dziuk

Das Ting

Der Student Linus hat mit viel Zeit, Geld und Energie ein Tool entwickelt, das automatisiert Hinweise zur Selbstoptimierung und Entscheidungsfindung liefern soll. Die Vermarktung funktioniert aber erst richtig, als er mit drei anderen jungen Menschen ein Start-up gründet. Das Interesse an der App ist riesig, Selbstoptimierung liegt im Trend. Um zusätzliche Investoren zu gewinnen, müssen Linus und sein Team sich allerdings bedingungslos auf das Ting einlassen und allen seinen Empfehlungen folgen – mit verheerenden Auswirkungen. Eine spannende Geschichte zu einer hochrelevanten Thematik.

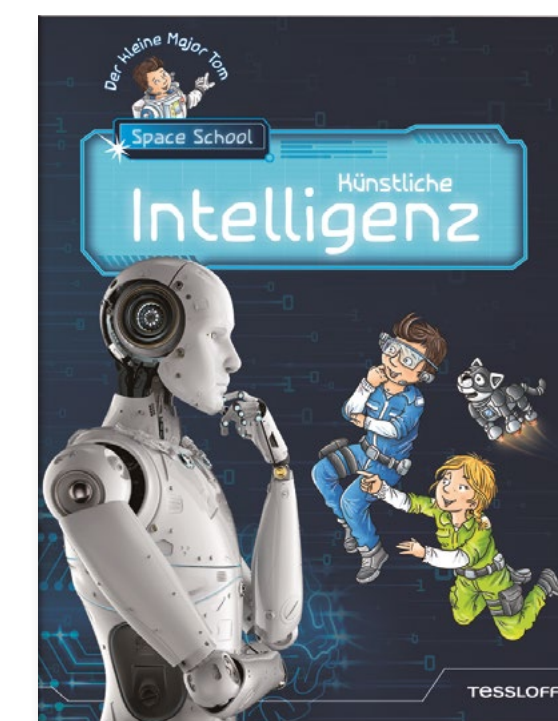
ISBN 978-3-423-23006-3 | 18 Euro



Bernd Flessner

Künstliche Intelligenz.

Der kleine Major Tom – Space School 2



Der kleine Major Tom und seine Freundin Stella leben auf einer Raumstation und erhalten über einen Monitor von der Bodenstation aus Unterricht. Begleitet werden sie von einer kleinen Roboterkatze. „Künstliche Intelligenz“ lautet das Thema der Schulstunde. Die Kinder lernen etwas über ihre Anfänge, wie sie sich bis heute entwickelt hat und was in Zukunft noch erwartet werden kann. Thematisiert werden einerseits die Vorteile für unser menschliches Leben, andererseits aber auch die möglichen Gefahren – beispielsweise durch Überwachungstechnik. Das komplexe

Thema wird mit gut lesbaren Texten und zahlreichen farbigen Illustrationen vermittelt. Kinder ab acht Jahren erhalten so einen abwechslungsreichen und spannenden Einblick in die Welt der Zukunft.

ISBN 978-3-7886-4114-6 | 14,95 Euro


„Jeder Verzicht kann
fruchtbar sein,
für uns, für die Menschen
unserer Zeit, für die Kirche
und für die Schöpfung.“

+ Felix

BISCHOF FELIX GENN
Aus dem Hirtenwort
zur österlichen Bußzeit 2021



Das MISEREOR Hungertuch 2021
„Du stellst meine Füße auf weiten
Raum“ von Lilian Moreno Sánchez
© Härtl/MISEREOR



**So spricht der Herr:
Stellt euch an die Wege und haltet Ausschau,
fragt nach den Pfaden der Vorzeit,
fragt, wo der Weg zum Guten liegt;
geht auf ihm,
so werdet ihr Ruhe finden für eure Seele.**

Jeremia 6,16